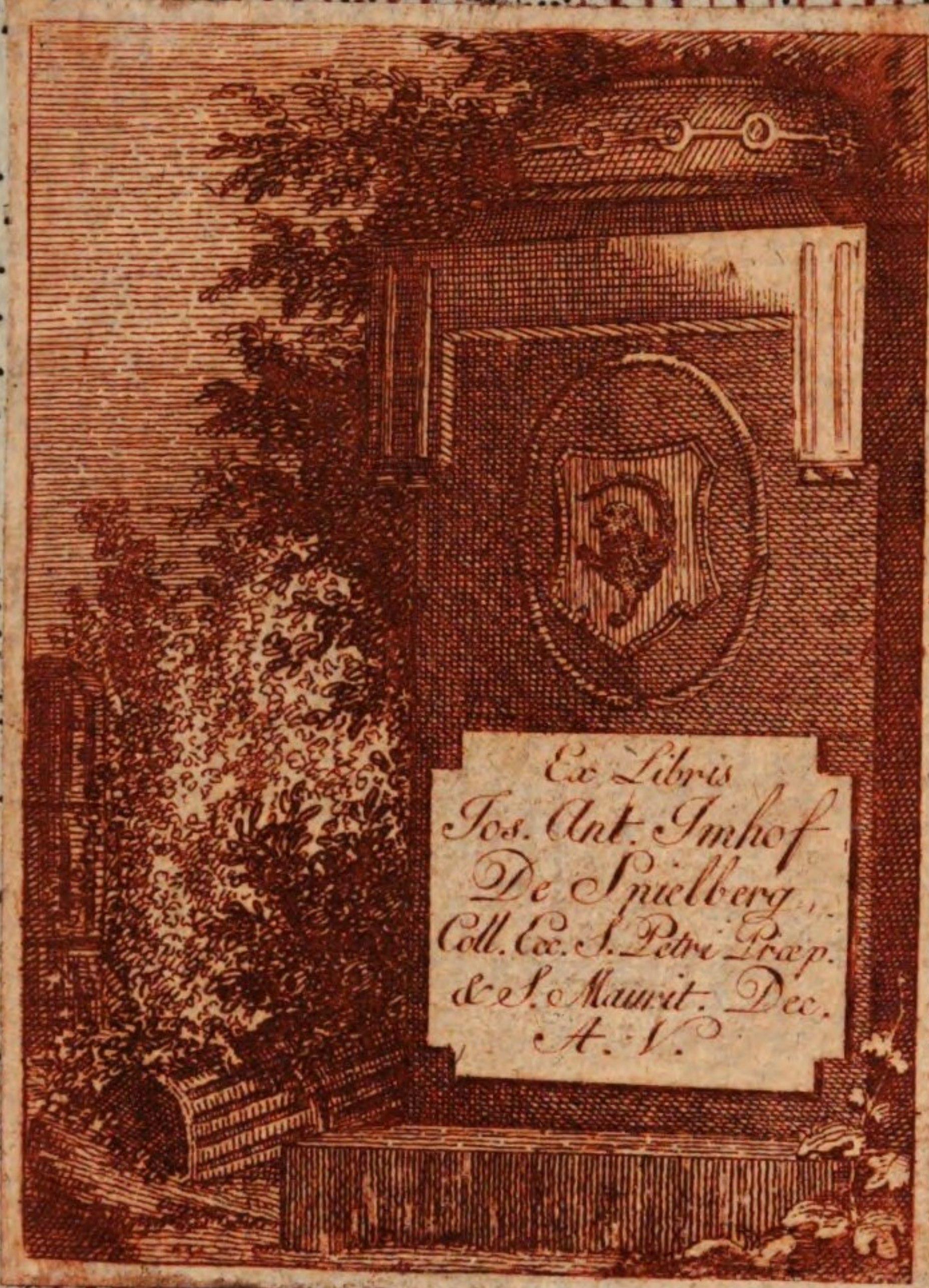
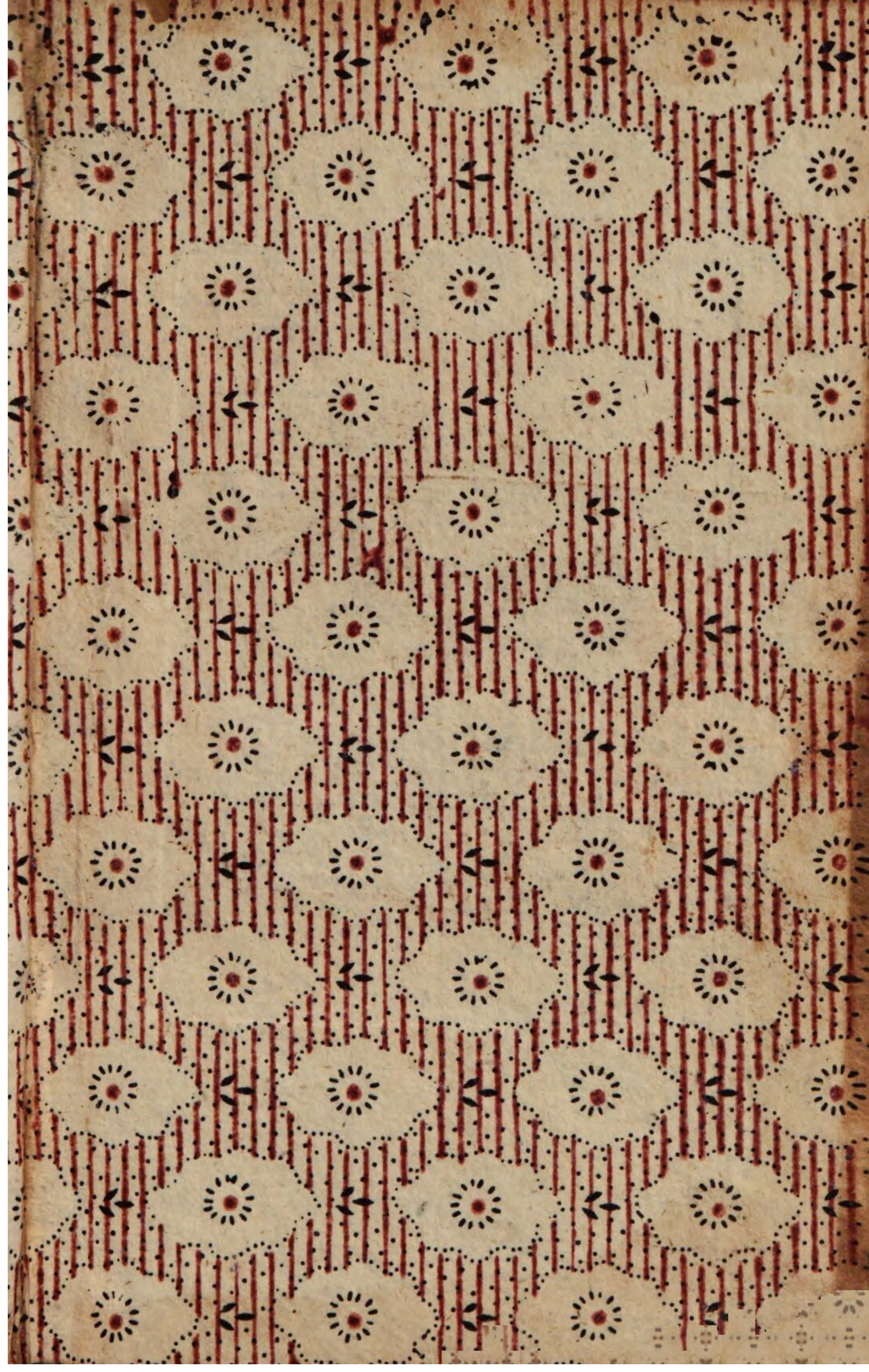




*Ex Libris
Jos. Ant. Imhof
De Spielberg,
Coll. Ec. S. Petri Prap.
& S. Maurit. Dec.
A. V.*



LD 5886

74

SAMMLUNG

DER

VORZÜGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER UND PROSAISTEN.

LXXIV. BAND.

SAMMELUNG

VORZUGLICHSTEN WERKE

DEUTSCHER

DICHTER u. PROSARITEN

LXIV. BAND



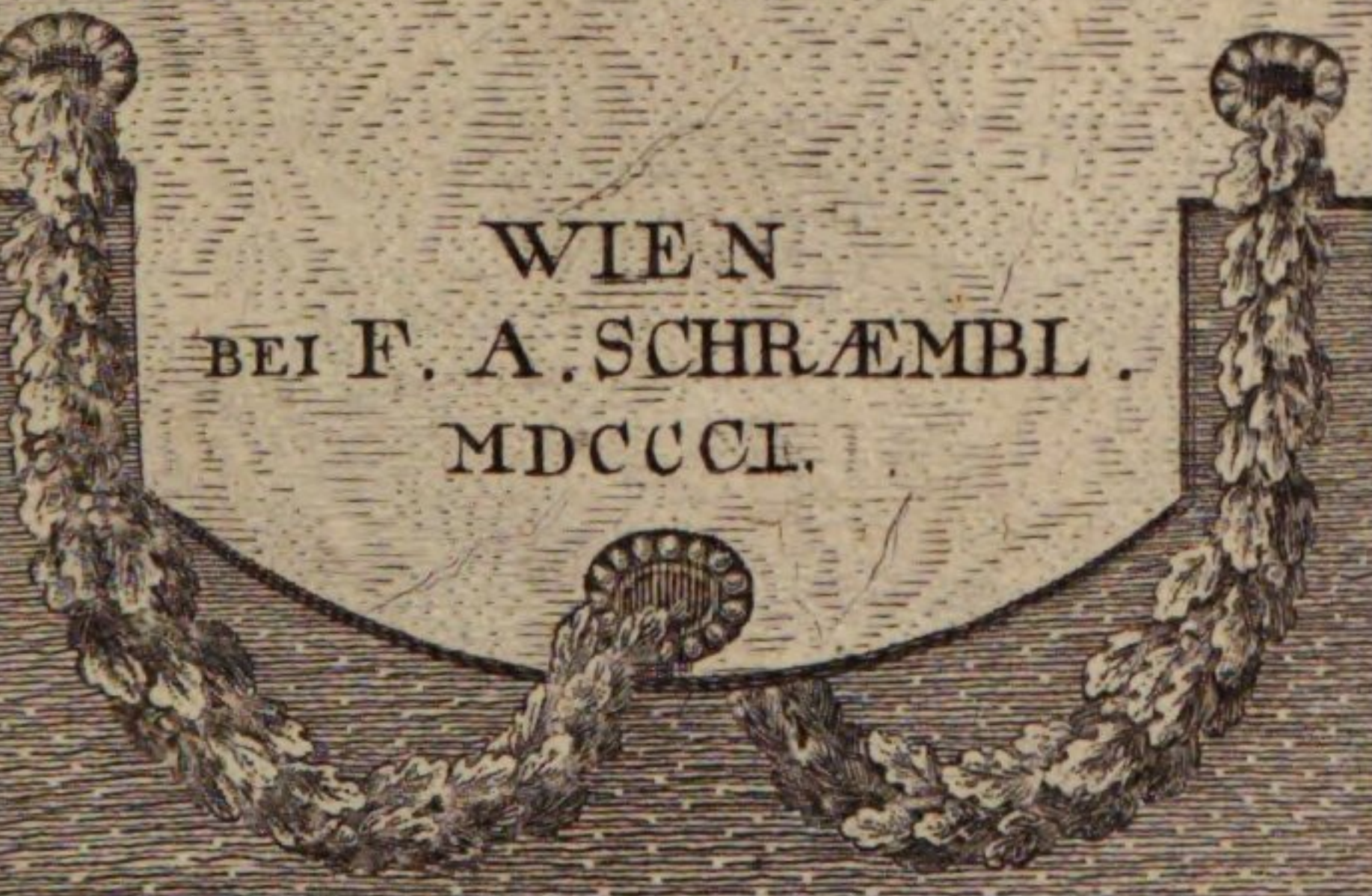
J. Blavet sc.

PROMETHEUS.

THE
LIBRARY
OF THE
MUSEUM
OF
NATURAL
HISTORY
OF
THE
CITY OF
NEW YORK
1850

WIELANDS
WERKE

XXVII Theil.



WIEN
BEI F. A. SCHRÆMBL.
MDCCCL.

SÄMMTLICHE WERKE

VON

C. M. WIELAND.

XXVII. BAND.



WIEN.

GEDRUCKT UND VERLEGT
BEY F. A. SCHRÄMBL.

1801.

SAMMILLIOE WERKE

C. M. WIELAND.

XXVII. B. & N. D.



W. F. M.

BEYER, A. SCHUMMER
VERLAG
KUNST UND VERKEHR

BEYTRÄGE

Z U R

GEHEIMEN GESCHICHTE

DER MENSCHHEIT.

II. B A N D.

W I E N.

GEDRUCKT UND VERLEGT

BEY F. A. SCHRÄMBL.

1 8 0 1.

1.

Über die von J. J. Rousseau vorgeschlagenen Versuche u. s. w. nebst einem Traumgespräch mit Prometheus.

2.

Über die Behauptung, daß ungehemmte Ausbildung der menschlichen Gattung schädlich sey.

3.

Über die vorgebliche Abnahme des menschlichen Geschlechts.

ÜBER DIE
VON J. J. ROUSSEAU
VORGESCHLAGENEN VERSUCHE
DEN WAHREN STAND DER NATUR
DES MENSCHEN ZU ENTDECKEN
NEBST EINEM
TRAUMGESPRÄCH MIT PROMETHEUS.

L 7 7 0.

UNTER DER

VON J. J. ROUSSEAU

VORGESCHLAGENEN VERSUCHE

DES WAHREN STANDS DER NATURE

DES MENSCHEN ZU ENTDECKEN

IN SEINER EIGENEN

IN SEINER EIGENEN

1755

1.

Ich habe mir seit vielen Jahren (ohne Ruhm zu melden) einige Mühe gegeben, diese sonderbare Art von Menschenkindern, die man (seit der Aufwartung, welche Pythagoras bey einem kleinen Fürsten der Fliasier gemacht hat, den wir ohne diesen Umstand schwerlich zu kennen die Ehre hätten) Philosophen, zu Deutsch Weisheitsliebhaber nennt, mit einem etwas mehr als gewöhnlichen Fleisse zu studieren; und ich schmeichle mir, sie (den Schotten Johannes Duns und die übrigen seines Gelichters etwa ausgenommen) so ziemlich ausfündig gemacht zu haben.

Es würde Undankbarkeit seyn, wenn ich mir die Miene geben wollte, als ob ich die Gabe, mit den Augen zu sehen, nicht (nächst der guten Mutter Natur) den besagten Weisheitsliebhabern oder weisen

Meistern größten Theils zu danken hätte.—Aber alle Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig seyn mag, kann mich nicht verhindern zu gestehen, daß die meisten unter ihnen zu Zeiten—sehr wunderliche Launen haben.

Das Wort, dessen ich mich bediene, ist in der That, in Rücksicht auf die Sache die ich damit bezeichnen will, sehr gelinde.

Wenn, zum Beyspiel, diese gänzliche Vertiefung in das betrachtende Leben, welche den weisen Demokritus von Abdera, unterdessen daß er in einsamen Orten, ja wohl gar unter den Ruinen eingefallener Gräber, ganze Tage und Nächte durch dem Studieren oblag, seine häuslichen Angelegenheiten gänzlich vernachlässigen machte — wenn, sage ich, diese Vertiefung in die erhabensten oder subtilsten Spekulationen das wunderbarste wäre, was man diesen Herren nachsagen könnte, so möchte es noch hingehen!

Aber wenn Diogenes in einer Tonne

wohnt; K r a t e s mit der schönen und tugendhaften Hipparchia auf öffentlichem Markte Beylager hält; P a r m e n i d e s die Bewegung läugnet; A n a x a g o r a s behauptet, daß der Schnee schwarz, Z e n o, daß der Schmerz kein Übel sey; P l a t o in seiner Republik auf Gemeinschaft der Weiber anträgt; P y r r h o das Zeugniß der Empfindung für betrüglich ausgiebt; P l o t i n u s versichert, daß er den Vater der Götter und der Menschen mit leiblichen Augen gesehen habe; J u l i a n zu gleicher Zeit den Kaiser, den Cyniker und den Zauberer spielt; die S c h o l a s t i k e r mit großer Ernsthaftigkeit untersuchen, *num Deus potuerit suppositare cucurbitam*; K a r d a n u s uns bereden will, daß er bey hellem Tage Gespenster sehe; K a r t e s i u s der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loretto gelobt, wenn sie ihm zu einem n e u e n System verhelfen wollte, u. s. w. — so begreife ich in der That nicht, was man zum Behuf aller dieser Weisheitsliebhaber bessers sagen könnte, als — daß ein Philosoph seine Launen, Grillen, Abweichungen und Verfinsterungen habe, so gut als ein andrer, und daß, aufrichtig von der

Sache zu reden, der eigentliche specifi-
 sche Unterschied zwischen einem filo-
 sophischen Narren und einem gemeinen
 Narren lediglich darin bestehe, daß jener
 seine Narrheit in ein System räsoniert,
 dieser hingegen ein Narr geradezu ist; ein
 Unterschied, wobey sich auch auf Seiten
 des Philosophen unter andern dieser Vorzug
 darstellt, daß er, ordentlicher Weise, ein
 ungleich mehr belustigender Narr ist als
 ein gemeiner Narr.

2.

DIE Grille, gegen das allgemeine Gefühl und den einstimmigen Glauben des menschlichen Geschlechts zu behaupten, daß der Schnee schwarz sey, hat in unsern Tagen (unseres Wissens) keinen stärker angefochten, als den berühmten Verfasser des Emils und der neuen Heloise, des *Devin de village* und des Briefs gegen das Theater, des gesellschaftlichen Vertrags und der beiden Abhandlungen, daß die Wissenschaften und Künste der Gesellschaft, und daß die Geselligkeit dem menschlichen Geschlechte verderblich seyen, u. s. w. — Doch, was sag' ich von unsern Tagen? Niemahls hat ein Sterblicher die Neigung allen andern Geschöpfen seiner Gattung ins Angesicht zu widersprechen weiter getrieben, als dieser mit allen seinen Wunderlichkeiten dennoch hochachtungswürdige Sonderling.

Ich glaube nicht, daß ich ihm Unrecht thue, wenn ich unter den letztern den Einfall oben an stelle, den er in der Vorrede zur Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit u. s. w. hatte, der Welt zu sagen: „Daß eine gute Auflösung des Problems:

Was für Erfahrungen wären erforderlich, um zu einer zuverlässigen Kenntniß des natürlichen Menschen zu gelangen? Und wie könnten diese Erfahrungen in der Schoolse der Gesellschaft angestellt werden?—

der Aristotelesse und Pliniusse unsrer Zeit nicht nur nicht unwürdig wäre; sondern daß in der That diese Erfahrungen zu dirigieren, die größten Philosophen nicht zu groß, und die Unkosten dazu herzugeben, die mächtigsten Könige nicht zu reich seyn würden”; — eine doppelte Bedingung, die unserm Weisen selbst so wenig unter die Dinge, auf die man Rechnung machen darf, zu gehören scheint, daß er alle Hoffnung aufgibt, eine dem menschlichen Geschlechte so erspriess-

liche Aufgabe jemahls aufgelöst und realisiert zu sehen.

Ich weiß nicht, was Rousseau für Ursache hat, dem guten Willen, oder dem Vermögen aller der Kaiser, Könige, Sultane, Schachs, Nabobs, Kans, Emirs, u. s. w. welche den Erdboden beherrschen, so wenig zuzutrauen; — denn die Aristotelesse und Pliniusse unsrer Zeit kann sein Mißtrauen unmöglich zum Gegenstande haben. Ich meines Orts habe mir, des gemeinen Besten und meiner eignen Gemächlichkeit wegen, zum Gesetze gemacht, von unsern Obern zu denken, wie der ehrliche Plutarch will daß man von den Göttern denken soll. „Man kann unmöglich eine z u g u t e Meinung von ihnen haben, sagt er; und man würde sich weniger an ihnen versündigen, wenn man vorgäbe, sie seyen gar nicht, als wenn man zweifelte, daß es ihnen an Weisheit oder Güte fehlen könnte“. Ich glaube, sage und behaupte also, im Nothfall mit Faust und Ferse, ohne einen Heller dafür zu verlangen: daß — „vorausgesetzt, das Rousseauische Problem, und die dazu gehörigen Er-

fahrungen, seyen so beschaffen, daß dem menschlichen Geschlechte wirklich daran gelegen sey, daß sie gemacht werden",— und vorausgesetzt, „daß sonst alles, was zur Auflösung des Problems erfordert wird, vorhanden sey",—es an dem Könige, Sultan, Nabob oder Emir nicht fehlen solle, der sich das größte Vergnügen von der Welt daraus machen wird, seine Mätresse, seine Pferde und Hunde, seine Oper, und vier oder fünf Dutzend andre entbehrliche Personen und Sachen an seinem Hofe abzuschaffen, um die Unkosten zu einer so schönen Unternehmung ohne Belästigung seines Volkes vorschießen zu können.

3.

ABER wie wenn alle Wissenschaft des gelehrtesten Akademisten in Europa, und alle Macht der Könige in Asien zusammen genommen, nicht vermögend wäre, zu Stande zu bringen, was bey näherer Untersuchung—unmöglich scheint?

Ohne Zweifel ist die Erfahrung das kürzeste und sicherste Mittel, hinter das Geheimniß unsrer Natur zu kommen. Versuche sind der gerade Weg; das heist die Natur selbst fragen; und dieses Orakel pflegt gemeiniglich eine deutlichere Antwort zu geben als alle andre, wenn wir nur die Kunst verstehen, es recht zu fragen.

„Und welches sind denn die Mittel, diese Erfahrungen im Schoofse der Gesellschaft anzustellen“? fragt Rousseau.—

Das mögen die Götter wissen! — Denn wenn diese Mittel so gewählt werden müssen, daß wir gewiß seyn können, der Natur die Antwort, welche sie uns geben soll, nicht selbst untergeschoben zu haben, so — müssen wir die menschliche Natur schon sehr genau kennen, und eben weil wir sie gern kennen möchten, sollen diese Versuche angestellt werden.

Mir dünkt, es ist nur Ein Weg aus diesem Zirkel zu kommen; und er ist in der That so leicht zu finden, daß man (mit Tristram zu reden) nur seiner Nase folgen darf; — nemlich:

„Weil es unmöglich ist, Versuche anzustellen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann: so müssen wir solche in Vorschlag bringen, deren Möglichkeit sich wenigstens träumen läßt“.

Ferne sey von uns die Vermessenheit, ein Problem auflösen zu wollen, an welches sich sein Erfinder selbst nicht gewagt hat! Er, der ein so großer Meister ist, auf die verwickeltsten Fragen eine scharf-

sinnige Antwort zu finden. Alles, wozu wir gut genug zu seyn glauben, ist, daß wir—bis die neuesten Stagyriten und Pliniusse, denen dieses Abenteuer aufbehalten bleibt, ihre Auflösung gegeben haben werden—uns bemühen, einen Theil der Schwierigkeiten anzuzeigen, die irgend ein abgeneigter Dämon diesen nehmlichen Erfahrungen entgegen zu stellen scheint, von welchen, nach Rousseaus Meinung, die Entdeckung der wahren ursprünglichen Beschaffenheit der menschlichen Natur abhängt.

DIESE Erfahrungen oder Versuche, wovon die Rede ist, müssen mit kleinen Kindern angestellt werden, daran ist kein Zweifel; und diese Kinder können nicht jung genug ausgehoben werden, wofern sie zu unserm Zwecke taugen sollen. Unstreitig wäre das allerbeste, wenn wir sie schon als blofse *Homunculos* bekommen könnten; — wenigstens könnten wir dann am gewissesten seyn, daß ihre Leiber und Seelen noch keine merkliche Veränderung durch die Eindrücke von Erziehung, Unterricht, Polizey, Religion und Sitten aus dem gesellschaftlichen Stande erlitten haben könnten.

Aber ich besorge, daß dieses schlechterdings nicht möglich zu machen seyn werde.

Inzwischen fragt sich, woher diese

Kinder kommen sollen? und es ist leicht zu sehen, daß diese Frage nicht ohne Schwierigkeit ist. In der bürgerlichen Gesellschaft werden wohl keine andre als aus der unglücklichen Zahl der Kinder der *Venus Volgivaga* zu diesen Versuchen gebraucht werden können. Denn die Philosophen haben entweder selbst keine andre, — oder, wenn sie andre haben, würde schwerlich ein einziger unter ihnen Philosoph genug seyn sie zu einem solchen Versuch herzugeben, wie gemeinnützig auch die Absicht desselben immer seyn möchte.

Nun ist zwar, was die Findlinge betrifft, die günstige Meinung des Vanini von diesen armen Geschöpfen, wie ärgerlich sie auch dem Doktor Warburton ist ¹⁾, noch immer die gemeinste: aber daran ist sehr zu zweifeln, ob in allen Findelhäusern des größten und policiertsten Reiches von Europa auf einmahl

1) S. Jul. Caes. Vanini de Natura regina deaque Mortalium, und Warburtons Anmerkung zum Monolog des Edmund im König Lear, Shaksp. Vol. VI. p. 16.

eine so große Anzahl von gesunden und dauerhaften Säuglingen, als wir vonnöthen haben, aufzutreiben seyn würde; —und dieß, nebst verschiedenen andern Umständen, wohl erwogen, glaube ich nicht daß man werde vermeiden können eine eigene Fabrik zu unserm Zweck anzulegen.

In diesem Falle wollte ich ohne Maßgabe die Karaiben oder die Eskimo's in Amerika, oder auch die Kalifornier vorgeschlagen haben, welche, wenn wir den nicht gar zu wohl zusammen hangenden Berichten des Pater Venegas glauben, unter allen *Anthropomorphis* dem Rousseauischen Mann-Thier²⁾ am nächsten kommen. Jedoch sehe ich auch nicht, was dagegen eingewendet werden könnte, wenn unsere Pliniusse oder Maupertuis lieber die Patagonen, mit welchen uns der Kommodar Byron bekannter gemacht hat, dazu gebrauchen möchten; —wenn sie auch gleich

2) Ein Wort, das wir dem alten Froschmäuseler zu danken haben.

nicht völlig so sehr Riesen wären, als
 Blaubart oder der schreckliche Popanz
Petit Poucet,—wie man uns Anfangs
 glauben machen wollte.

GESETZT nun, unsre Fabrik von Karai-
ben, Kaliforniern oder Patagonen — wie
ihr wollt — wäre im Gange, (wiewohl so
etwas im Projekt freylich schneller geht
als in der Ausführung) und gesetzt, die
erforderliche Anzahl von Kindern wäre
fertig, — alle so gut, sauber und auf die
Dauer gearbeitet, als es der Gebrauch,
den wir von ihnen machen wollen, erfor-
dert; so fragt sich nun: Wo finden wir ei-
nen bequemen Ort, unsre Versuche mit
ihnen anzustellen?

Nach meinem Plane — den ich, aus schul-
diger Hochachtung für den Genius uns-
rer Zeit, so ökonomisch gemacht
habe als es nur immer möglich ist, — wird
dazu wenigstens ein Umfang von hundert
und zwanzig Deutschen Meilen im Durch-
schnitt erfordert. Denn wir haben nichts
gethan, wenn wir nicht verschiedene
Versuche zugleich anstellen; und ein

jeder verlangt einen ziemlichen Raum; weil alles davon abhängt, daß die verschiedenen Haufen, in welche wir die Kinder vertheilen, wenigstens dreyßig Meilen ringsum von einander abgesondert werden. Fänden sie einander, einer so beträchtlichen Entfernung ungeachtet, dennoch, und wüchsen in Eine Gesellschaft zusammen: so dürfte dieses sodann, ohne Bedenken, für eine öffentliche Erklärung der Natur angesehen werden können:

„Daß sie, alles Einwendens von Seiten Rousseaus ungeachtet, zum geselligen Leben erschaffen seyen“.

Aber wo, ich bitte alle Geografen und Seefahrer beider Halbkugeln, wo finden wir ein Land von vier hundert Meilen im Umfange, welches unter einem sehr milden Himmel liege, und entweder noch gänzlich unbewohnt, oder von so gutherzigen Leuten bewohnt sey, daß sie willig und bereit wären, einer fysikomoralischen Aufgabe zu Gefallen aus-zuziehen, und uns ihr Land zu Versuchen zu überlassen, wobey sie, allem Ansehen nach, sehr wenig zu gewinnen haben werden?

6.

Doch, bey einem Projekt muß man auch dem Zufall etwas zutrauen. Diese Schwierigkeit soll gehoben seyn: es werden sich bald wieder andre zeigen, die bey der Ausführung die Geduld eines Jobs ermüden könnten.

Die Kinder, welche zu unsern Versuchen gebraucht werden sollen, dürften — weil sie in allen Betrachtungen bloße Kinder der Natur seyn müssen — keine Eindrücke aus der Gesellschaft mitbringen, sollte es auch nur eine Kalifornische seyn. Sie müssen also so früh hinweggenommen werden, daß sie noch Ammen vonnöthen haben. Und dieß ist ein sehr beschwerlicher Umstand!

Ich will nichts von den allgemeinen Eigenschaften einer guten Amme sagen, welche — nach allem dem was die Filoso-

fen und Ärzte dazu erfordern—seltner als ein weißer Rabe ist. Man hat uns seit einigen Jahren alles, was sich über die körperlichen und moralischen Tugenden einer Amme filosofieren läßt, so oft und auf so vielerley Art zu lesen gegeben, daß ich meine Leser und mich selbst nicht schnell genug auf ein andres Kapitel bringen kann.

Ich sage nur so viel: Wenn diese Damen unsern Kindern Liedchen vorleiern, mit ihnen schwatzen, sie ihre eigene schöne Sprache lehren, und ihnen Märchen meiner Mutter Gans erzählen dürfen;—so haben wir alle diese unsägliche Mühe und Ausgaben, welche schon auf unsre Anstalten verwendet worden sind, umsonst gehabt!

„Gut, sagt man: es müssen filosofische Ammen seyn“—

Ein filosofischer Fiedelbogen!—würde der alte Herr Walther Shandy ausrufen. Wissen die Herren auch was man eine unmögliche Bedingung nennt? Ihr werdet eben so leicht ganz Europa

nach Rousseaus Grundsätzen umschaffen,
als hundert Rousseauische Ammen bilden.
—Stumm müssen sie seyn, oder al-
les ist verloren!

Doch, was ist für einen König der
ein Philosoph, oder für einen Philosophen der
ein König ist, unmöglich! — Und was für
unglaubliche Dinge hat nicht schon oft der
launische Dämon, den man den Zufall
nennt, zu Tage gefördert! Gesetzt, daß
nun auch die Ammen gefunden wären,
und daß unsere Kinder —

Aber, da sticht schon wieder eine neue
Schwierigkeit hervor!

7.

DIE Ammen essen, trinken, gehen auf zwey Beinen, und thun zwanzig andre Dinge, welche man im Stande der Natur zwar auch, aber vielleicht auf eine andre Manier thut. Ihr Beyspiel würde unsre Kinder verführen; sie würden von den Ammen lernen, was sie allein von der Natur lernen sollen.— Rathet was zu thun ist!

Wie gefiele euch folgender Vorschlag?— ich weiß keinen bessern! — Wir haben die Ammen—stumm gemacht; wie wär' es, wenn wir nun die Kinder—blind machten?

Man versteht schon, wie dieß gemeint ist: nicht so stockblind, wie uns gewisse Leute, die ich nicht nennen will, gern auf unser ganzes Leben machten, — vermuthlich um uns die Mühe zu erspa-

ren, zu sehen wie sie mit uns wirthschaften würden; denn ein Blinder, in so fern er eine schöne Frau, eine gute Tafel, und guten Wein im Keller hat, ist der brauchbarste Mann von der Welt; — sondern nur blind, so lange wirs vonnöthen haben.

Ohne geschicktern Mechanikern als ich bin (d. i. den allerungeschicktesten unter allen mit eingeschlossen) vorgreifen zu wollen, könnte dieß amfüglichsten durch eine Art von Binden geschehen, welche eben nicht völlig so fest anschliessen müßten als das magische Diadem, womit die schöne Seilerin dem Amor die Augen verbindet, die ihm die Göttin Narrheit ausgeschlagen hatte³⁾; aber doch fest genug, daß die Kinder unvermögend wären sie wegzuschieben, oder auf irgend eine Weise eher abzunehmen, bis es Zeit wäre sie wieder davon zu befreuen.

So viele Schwierigkeiten fangen an verdrießlich zu werden; und dennoch ist

3) *Oeuvres de Louise Charly, dite Labé ou la belle Cordelière, p. 13.*

wenigstens noch Eine übrig, welche wir vielleicht nicht anders als — nach König Alexanders Weise werden auflösen können.

8.

So weit man auch die Zeit der Entwöhnung unsrer jungen Kolonisten hinaus setzen mag, so muß sie endlich kommen, und die Kinder müssen ihre Nahrung selbst suchen lernen.

Es darauf ankommen zu lassen, ob sie sich ohne Anweisung würden helfen können, möchte desto gefährlicher seyn, da Rousseau selbst kein Bedenken trägt, dem Menschen den Instinkt abzusprechen, womit die Natur auch das verworfenste Insekt in diesem Stücke versorgt hat;— und ihnen Anweisung zu geben, würde ein Eingriff in das Geschäft der Natur seyn, der mit unsern Absichten nicht wohl bestehen könnte. Doch, in zweifelhaften Fällen wählt man das sicherste.

Rousseau läßt seinen natürlichen

Menschen seine Speise unter einer Eiche suchen. Vermuthlich muß dieser Philosoph, bey aller seiner Neigung zum Cynismus, in seinem Leben keine Eicheln gegessen haben. Er würde sonst wenigstens eine kleine Anmerkung dazu gemacht haben, welche ihm Strabo und Plinius an die Hand geben konnten⁴⁾. Die ältesten Griechen und einige Völker, die uns der erste nennt, nährten sich auch von Eicheln. Aber es waren, wie uns eben dieser weise Schriftsteller versichert, eine sehr gute wohl schmeckende Art von Eicheln; mit Einem Worte, eben diejenige, welche noch auf diesen Tag unter dem Nahmen Kastanien in ganz Europa — von den *arbitris lautitiarum* selbst — gegessen werden.

Unsre Kinder werden also wenigstens diese Eicheln (wenn es ja Eicheln seyn müssen) finden und essen lernen; und erst alsdann, wenn wir uns dieses Punkts versichert haben, wollen wirs wagen

4) S. *Strabon. L. III. p. 233. ed. Amstelod. 1707.* und *Plin. L. XVI. c. 6.*

Abschied von ihnen zu nehmen, um sie,
für die nächsten zwanzig Jahre, der
Mutter Natur und sich selbst zu
überlassen.

9.

UND so hätten also diese großen Philosophen, welche, nach Rousseaus Meinung, die Oberaufsicht über diese Experimente haben sollten, am Ende sehr wenig dabey aufzusehen?

Es scheint nicht anders; es wäre denn, (wenn es thunlich seyn sollte) daß man diese Kinder, um das Spiel der Natur mit ihnen zu belauschen, in eine Art von Reaumürschen Bienenkorb einsperrte; welcher aber so eingerichtet seyn müßte, daß die Philosophen alles sehr genau beobachten könnten, ohne selbst wahrgenommen zu werden.

Wir getrauen uns zu behaupten, daß sich (wofern die besagten Naturforscher sich nicht etwa in Sylfen verwandeln, und aus Silbergewölken auf die Gegenstände ihrer Beobachtung herab sehen wollen)

kein andres Mittel erdenken lasse, wie die Entwicklungen der Natur bey unsern Zöglingen von Tag zu Tage bemerkt werden könnten.

Es ist wahr, man kann nicht sagen, wie weit die Künste noch getrieben werden können. Man bringt in den vornehmsten Glasfabriken in Europa Dinge zu Stande, welche man vor hundert Jahren für unmöglich gehalten hätte. Bey allem dem kann es erlaubt seyn zu zweifeln, ob es jemahls möglich seyn werde, gläserne Glocken oder Bienenkörbe von so ungeheurer Grösse zu machen, als wir sie zu unserm Experimente brauchen. Denn sie müßten ohne alle Vergleichung grösser seyn als die grosse Aquavitflasche der Feen; und wir gestehen, daß es uns schlechterdings ungereimt scheint, ohne den Beystand aller Feen und Zauberer, welche jemahls in den Mährchen gezaubert haben, sich von einem solchen Stück Arbeit nur träumen zu lassen.

Welchemnach also, wie gesagt, für unsere Philosophen weiter nichts übrig bliebe, als—nach Hause zu gehen, und (falls sie

wider Vermuthen nichts anders zu thun haben sollten) sich hinzusetzen, und *a priori* ausfündig zu machen, in was für einem Zustande sie die junge Kolonie nach zwanzig Jahren vermuthlich antreffen würden; — ein unendliches Feld, wie ihr seht, zu Spekulationen, Hypothesen, Theorien, und Disputen, deren Vergleichung mit der *Facti Species*, welche man nach Verfluß der zwanzig Jahre erheben würde, für Liebhaber etwas sehr belustigendes seyn müßte, und, wie wir nicht zweifeln, eine uralte, aber wenig geachtete Wahrheit von neuem bestätigen würde; nemlich —

„Dass es eine eitle Bemühung des Geistes sey, durch alle die Dädalischen Irrgänge der Imaginazion, willkührlicher Begriffe und seichter Vermuthungen, etwas zu suchen, welches uns die Natur — unmittelbar vor die Nase hingelegt hat“.

OB nun gleich bey diesen Versuchen das meiste der Natur gänzlich überlassen werden müßte: so könnten doch unsre Philosophen vor ihrer Abreise eine Abtheilung der oft besagten Kinder vornehmen, um verschiedene Versuche zu gleicher Zeit anzustellen, durch welche der abgezielte Endzweck, den natürlichen Menschen, oder, welches auf das nehmliche hinaus zu laufen scheint, die menschliche Natur kennen zu lernen, desto vollständiger erhalten werden dürfte.

Unmafsgeblich könnten wir das ganze Stück Landes—welches, wie gesagt, ungefähr vierhundert Meilen im Umkreis halten müßte,—in vier grofse Bezirke abtheilen.

In den ersten könnte man, in gehörigen Entfernungen, vier oder sechs ein-

zelne Kinder von einerley Geschlecht verschliessen;

In den andern etliche Paare von beiderley Geschlecht, aber jedes Paar so weit als möglich von den übrigen entfernt;

In den dritten eine grössere, aber gleiche Anzahl Kinder von beiderley Geschlecht, zerstreut, doch nahe genug, daß sie einander ohne grosse Reisen finden könnten;

In den vierten endlich, welchen man wiederum in zwey abgesonderte Kolonien theilen könnte, eine merklich ungleiche Anzahl von beiderley Geschlecht; zum Beyspiel, eine Kolonie aus zwanzig Knaben und sechs oder acht Mädchen, und eine andere aus zwanzig Mädchen und sechs oder acht Knaben; — zwey sehr wichtige Kolonien, weil sie über einige Punkte des Matrimonial-Gesetzes der Natur kein geringes Licht verbreiten würden.

UND nun, wenn wir, mit Überwindung so vieler unübersteiglich scheinender Schwierigkeiten, das ganze Projekt zu Stande gebracht hätten, und, nach Verfluß von zwanzig oder dreyßig Jahren, die D a l a m b e r t und B ü f f o n derselben Zeit gingen, zu sehen wie die Sachen unsrer Experimental-Kolonien ständen, um dem menschlichen Geschlecht über den Befund Bericht zu erstatten—was meinen wir dafs sie finden würden?

Ferguson hat, wie es scheint, ein solches Experiment im Gesichte gehabt, da er sagte: „Wir haben alle Ursache, zu glauben, dafs, wenn man eine Kolonie von Kindern aus der Ammenstube verpflanzte, und sie eine ganz eigene Gesellschaft ausmachen liesse, ohne Unterricht und ohne Erziehung,—dafs wir, sage ich, nichts als dieselben Dinge wiederhohlt

finden würden, die wir schon in so verschiedenen Theilen des Erdbodens gefunden haben; u. s. w.“ —

Ja wohl, haben wir alle Ursache das zu glauben; und eben so viele Ursache würden wir haben uns zu verwundern, wenn unsre Leser nicht schon lange gemerkt haben sollten, daß das grofse Problem, womit uns Rousseau so viel zu schaffen gemacht hat, weder mehr noch weniger ist, als.

„zu wissen, was für Erfahrungen man anzustellen hätte, um mit überzeugender Gewifsheit entscheiden zu können, ob der Schnee weifs oder schwarz sey“?

In ganzem Ernst, es wäre sehr unnöthig, dem grössten oder kleinsten Monarchen in Europa die geringste Mühe mit Experimenten zu machen, welche uns wahrlich wenig neues lehren würden. Das grofse Experiment wird auf diesem ganzen Erdenrunde schon viele tausend Jahre lang gemacht; und die Natur selbst hat sich die Mühe genommen, es zu dirigieren, so daß den Aristotelessen und

Pliniussen aller Zeiten nichts übrig gelassen ist, als die Augen aufzuthun, und zu sehen wie die Natur von jeher gewirkt hat, und noch wirkt, und ohne Zweifel künftig wirken wird, — und, wenn sie lange und scharf genug geguckt und das Ganze aus dem gehörigen Standpunkt aufmerksam genug übersehen haben, — zu gehen, und ihre Theorien, Kompilationen, Systeme, Entwürfe, Inbegriffe, und wie die Dinge alle heißen, zu verbrennen, oder umzugießen, oder auszubessern, oder zu ergänzen, so gut sie immer können und wissen, — und weiter nichts!

Nein, lieber Rousseau! So arme Wichte wir immer seyn mögen, so sind wir es doch nicht in einem so ungeheuern Grade, daß wir nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte noch vonnöthen haben sollten, neue unerhörte Experimente zu machen, um zu erfahren — was die Natur mit uns vorhabe.

Und wofern sich auch alle Könige und alle Philosophen des Erdbodens vereinigten solche Experimente zu machen: was für Ursache haben wir zu hoffen, daß wir et-

was andres oder besseres daraus lernen würden, als was uns die allgemeine Erfahrung, mit der unwidersprechlichsten Evidenz, aus allen Enden der Erde, von einem Pole zum andern, aus dem ewigen Schnee der Kamtschadalen, und aus dem glühenden Sande von Nigrizien zuruft: —

„Dafs der Mensch zur **Geselligkeit** gemacht sey“; —

und „dafs die vereinigten Kräfte der Barbarey, des Aberglaubens, und der Unterdrückung, immer unvermögend geblieben, diesen kostbaren Samen jeder gesellschaftlichen Tugend gänzlich zu vertilgen;

„dieses **sympathetische Gefühl**, welches den Menschen mit einer süßen Gewalt nöthiget, sich selbst in andern Menschen zu lieben, und welches, wie Cicero göttlich spricht, die **Grundlage alles Rechts** ist“.

SOLLTE sich übrigens gleichwohl, wider Vermuthen, zutragen, daß einmahl ein müßiger Schach - Baham, müde immer Fliegen zu fangen oder Bilder auszuschneiden und sich Märchen erzählen zu lassen, auf den weisen Einfall kommen sollte, sich die lange Weile mit dergleichen Experimenten vertreiben zu wollen: so wollen wir diesem edlen Vorhaben durch alles bisher gesagte nicht nur im geringsten nichts präjudiciert haben; sondern versichern Seine Sultanische Hoheit noch zum Überflufs, daß es, aller Wahrscheinlichkeit nach, sehr unterhaltend seyn müßte, in einer solchen Menagerie von Menschenkindern sich mit etlichen Dutzend Sultaninnen, Hofaffen, Hofnarren, und andern solchen witzigen Personen zu erlustigen; nichts davon zu gedenken, daß es bey diesen Experimenten vermuthlich eben so ergehen würde, wie es de-

nen, die an dem Steine der Weisen arbeiten, zu ergehen pflegt; nemlich, daß man am Ende immer etwas finden würde; wo nicht das, was man suchte, vielleicht etwas andres, das man nicht suchte, und das uns eben darum desto angenehmer zu seyn pflegt, sollte es gleich von allem, was wir auf den Prozeß verwenden mußten, kaum die Tiegel bezahlen.

13.

DER kleine Scherz, den ich mir die Freyheit genommen habe — nicht mit Rousseau — sondern bloß mit einer von seinen Lieblingsgrillen zu treiben, hat wenigstens für mich den Vortheil gehabt, mir diese Nacht einen sehr angenehmen Traum zu verschaffen.

Wenn meine Leser Pythagoräer wären, und ich wäre — Pythagoras; — oder sie wären Ägyptische Priester und ich ihr Oberpriester: — so würde ich keinen Augenblick Bedenken tragen ihnen meinen Traum zu erzählen; denn diese beiden Gattungen Seher waren große Liebhaber von Träumen.

In unsrer Zeit ist es ein ziemlich allgemein angenommener Satz: daß es wider die Regeln der feinen Lebensart sey, in guter Gesellschaft seine Träume zu erzählen. —

Das beste wäre also, meinen Traum nicht zu erzählen.

Und gleichwohl glaube ich wahrgenommen zu haben, daß es mit Träumen — wofern man sich nur einige Unterhaltung davon verspricht, zumahl mit Träumen von der wunderbaren und mystischen Gattung — beynahe dieselbe Bewandtniß wie mit den Geister- und Gespenstergeschichten hat. Niemand, der sich besser als der Pöbel dünkt, will heut zu Tage dafür angesehen seyn, daß er solche Geschichten glaube: aber jedermann hört sie gern erzählen; und ein neues Gespenstermärchen ist das unfehlbarste Mittel in einer großen Gesellschaft, in welcher man kurz zuvor kaum sein eigenes Wort hören konnte, plötzlich allgemeine Stille und Aufmerksamkeit hervorzubringen.

Lassen Sie uns also aufrichtig gegen einander seyn, meine Damen und Herren! — Mein Traum könnte, denken Sie, gleichwohl des Anhörens werth seyn, sonst würde ich doch wohl so manierlich gewesen seyn, gar nichts davon zu sagen. Ge-

stehen Sie es, ich habe Ihre Neugier rege gemacht—Sie möchten meinen Traum gerne hören, das ist gewifs; aber—nicht gerner als ich ihn erzählte, das ist ebenso gewifs; — und also ist beiden Theilen geholfen wenn ich anfangе.

So aufrichtig sind nicht alle Schriftsteller—und dann werden Sie sehen, dafs es nur an mir lag, aus meinem Traum ein so gutes, ernsthaftes und kunstmäfsig zugeschnittenes System zu machen, als irgend eines von allen denen, die binnen heut und einem Jahre gemacht werden mögen. Was für ein Ansehen hätte ich mir damit geben können! Was für eine Menge alte, mittlere und neuere Autoren hätte ich anführen, wie manchen widerlegen, wie manchen vertheidigen, wie manchen erklären, und wie manchen emendiren können! Denn warum sollte ich das alles nicht eben so wohl können, als so viele andere, die am Ende doch auch nicht gröfsere Hexenmeister sind als ich? Ich sage diess niemand zu Leide; blofs um die Herren und Damen gestehen zu machen; dafs ich der gutherzigste Autor bin, der vielleicht seit un-

denklichen Zeiten gesehen worden ist. Andere geben ihre Träume für wirkliche Erscheinungen, oder träumen wohl bey hellem Tageslichte mit offenen Augen, und muthen uns zu, daß wir der Himmel weiß welche übermenschliche Weisheit in ihren Träumereyen finden sollen: ich hingegen gebe meinen Traum für — einen Traum, d. i. eine Feige für eine Feige; und das heißt doch, denke ich, Ehrerbietung für seine Leser tragen, und den Leuten zutrauen, daß sie — Augen haben.

Also, meinen Traum, wenn es Ihnen angenehm ist!

Ich weiß nicht wie es zuging, — ein Fall worin sich gewöhnlich alle Träumer befinden, — genug ich befand mich plötzlich mitten auf einem hohen Gebirge, welches keine andre Einwohner als Löwen und Drachen zu haben schien, und dessen oberster Theil, mit ewigem Schnee bedeckt, seine Stirn in den Wolken verbarg.

„Das fängt zu poetisch an“. — Sie haben Recht! ich muß ein wenig niedriger stimmen.

Ächzende Töne, durch kleine Pausen unterbrochen, gleich dem Ächzen, welches die Heftigkeit des Schmerzens oder die lange Dauer eines mißbehaglichen Zustandes endlich der Geduld selbst auspresst, drangen durch die schreckliche Stille in mein Ohr.

Ich folgte dem Tone, wiewohl mir das Herz pochte, und nun sah ich auf einmal — was Sie schwerlich errathen hätten, aber so bald ichs Ihnen sage sehr natürlich finden werden — den alten Menschenbildner Prometheus vor mir, in dem nehmlichen jammervollen Zustande, wie ihn der Tragödiendichter Äschylus an einen Felsen des Kaukasus angeschmiedet schildert.

Der lang' entbehrte Anblick eines Menschengesichts schien etwas linderndes für ihn zu haben. Er rief mir näher herbey zu kommen, und wir wurden, wie es in Träumen gebräuchlich ist, in einem Augenblick die besten Freunde.

Er fragte mich, wie es um die Menschen stehe, und wie sie sich das Daseyn zu nutze machten, welches sie seiner plastischen Kunst und seiner Gutherzigkeit zu danken hätten?

Der Gott der Träume trieb hier eines seiner gewöhnlichen Spiele mit mir. Ich erinnerte mich nicht etwa bloß der Fabel vom Ursprung der Men-

schen, wie ich sie in den alten Dichtern gelesen hatte; sie wurden in dem nehmlichen Augenblicke zur Wahrheit für mich.

Ich glaubte wirklich den Urheber meiner Gattung vor mir zu sehen, diesen Prometheus, der aus Lehm und Wasser Menschen gemacht, und Mittel gefunden hatte, ihnen, ich weiß nicht wie, dieses wundervolle ich weiß nicht was zu geben, das sie ihre Seele nennen. Kurz, ich fühlte mich gänzlich in die Fabelzeit versetzt, ohne darum weniger nach den Begriffen eines Menschen aus meinem Zeitalter zu sprechen.

Ich befriedigte seine Neugier durch Nachrichten—welche ich (aufrichtig zu reden) Bedenken trage öffentlich bekannt zu machen; und das aus der einfältigsten Ursache von der Welt. Es giebt übel gesinnte Leute, welche sie für eine Satire ausrufen würden, — und — gute, wohlmeinende Personen, welche fähig wären, mich, wegen dessen, was ich im Traume gesagt hätte, zur Verantwortung zu ziehen; — wiewohl sie sich aus ihrem Montesquieu belehren könnten,

daß dieß etwas sehr unbilliges ist. Indessen wirft man sich doch nicht gern mit solchen Leuten ab.

Man wird mir also vergeben, daß ich weiter nichts davon sagen kann, als daß Prometheus den Kopf schüttelte, und ich weiß nicht was in seinen Bart hinein murmelte, welches, denke ich, — keine Lobrede auf seinen Vetter Jupiter war, der ihm, wie er sagte, die Freude nicht gegönnet habe, seine Geschöpfe glücklich zu machen.

Ich sagte ihm, unsre Weisen gäben sich viele Mühe der Sache abzuhelpen, und es wäre noch nicht lange, daß uns einer hätte bereden wollen, es würde nicht besser mit uns werden, bis wir uns entschlossen, in den Stand der Natur zurück zu treten.

Und was nennt dieser weise Meister den Stand der Natur? fragte Prometheus. —

Nackend, oder in eine Bärenhaut eingewickelt, unter einem Baume liegen, (versetzte ich) Eicheln oder Wurzeln fies-

sen, Wasser aus einem Bach oder einer Pfütze dazu trinken, und mit dem ersten besten Weibchen, das einem aufstößt, zusammen laufen, ohne sich anfechten zu lassen, was aus ihr und ihren Jungen werden könne: den größten Theil seines Lebens verschlafen, nichts denken, nichts wünschen, nichts thun, sich nichts um andre, wenig um sich selbst, und am allerwenigsten um die Zukunft bekümmern: — dieß nennt der Weise, von dem ich dir sagte, den Stand der Natur. In diesem seligen Stande, spricht er, hätten wir keine Künste, keine Wissenschaften, kein Eigenthum, keinen Unterschied der Stände, keine Gesetze, keine Obrigkeit, keine Priester, keine Philosophen vonnöthen; — und so lange man diese Dinge vonnöthen hat, ist, seiner Meinung nach, an keine Glückseligkeit zu denken.

Prometheus, — ungeachtet sein Zustand so elend war, daß nur ein Gott fähig seyn konnte ihn erträglich zu finden — erhob über die Einfälle des anmaßlichen Weisen ein so herzliches Gelächter, daß ich mich nicht entbrechen konnte ihm Gesellschaft zu leisten.

Ich sehe, sagte er, eure Philosophen sind noch immer—was ihre Vorgänger waren—Grillenfänger, welche Wolken für Göttinnen, Abstraktionen für Wahrheit umfassen, und nie sehen was vor ihrer Nase liegt, weil sie sich angewöhnt haben, immer weiter weis wie weit über ihre Nase hinaus zu sehen.

Nicht alle, sagte ich; denn wir haben ihrer manche, welche die ihrigen noch mit einem halben Dutzend Brillen bewaffnen, womit sie zwar im Ganzen nichts, hingegen im Kleinen so scharf sehen, daß ein gewisser Präsident einer gewissen Akademie sich große Hoffnung machte, wenn er nur den Hirnschädel eines Patagonen von zwanzig bis dreißig Ellen in seine Gewalt bekommen könnte, die Seele selbst, so klein sie immer seyn möchte, über dem Ausbrüten ihrer Vorstellungen gewahr zu werden.

Eure Philosophen haben seltsame Einfälle, sagt Prometheus.

Zuweilen, erwiederte ich, und nicht alle. Dafür aber haben auch unsere großen Herren, seitdem sie Philosophen um sich ha-

ben, ihre Hofnarren abgeschafft; und, unparteyisch zu reden, ich denke, sie haben beym Tausch mehr — verloren als gewonnen.

Aber wieder auf deinen Sofisten zu kommen, fuhr er fort; ich merke er hat vom goldenen Alter reden gehört. Vielleicht kam ihm die Idee zu poetisch vor, und da streifte er, nach Gewohnheit dieser Herren, so lange an ihr ab, bis ihm vom Menschen nichts als das bloße Thier übrig blieb; eine Arbeit, die ihn sehr leicht angekommen seyn mag! — Aber ich denke doch, — ich, der die Menschen gemacht hat, sollte am besten wissen, wie ich sie gemacht habe.

Das denk' ich auch, versetzte ich; und du würdest mir keine geringe Wohlthat erweisen, wenn du mir Nachrichten geben wolltest, welche mich in den Stand setzten, gewisse Philosophen zu demüthigen —

Wenn du keinen andern Beweggrund hast, unterbrach mich der Menschenmacher, so kann ich mir die Mühe ersparen. Deine Philosophen scheinen mir die

Leute nicht zu seyn, die sich von Prometheus belehren lassen; und je natürlicher das, was du ihnen aus meinem Munde sagtest, wäre, desto rascher würden sie seyn, auszurufen: Ists nichts als dieß?—Jupiter sagte das nehmliche, da ich mit meinen Menschen fertig war. Das alberne Machwerk! rief er: ich wollte in einem Nektarrausche was bessers gemacht haben!—Doch, ich habe seit langer Zeit mit keinem Menschen geschwatzet; und du kannst dir einbilden, ob einem die Weile zuletzt lang wird, wenn man etliche tausend Jahre so allein an den Kaukasus angeschmiedet ist, ohne eine andre Gesellschaft zu sehen, als einen unsterblichen Geier, der einem die Leber aus dem Leibe pickt, und so bald er sie aufgeessen hat, sich empfiehlt, bis wieder eine neue gewachsen ist. Ich bin froh, daß du dich zu mir verirrt hast, und ich habe gute Lust mich einmahl wieder satt zu schwatzen, weil mir doch der verwünschte Geier eben Zeit dazu läßt.

Ich bezeigte ihm mein Mitleiden, und meine Lernbegierde; und Prometheus fing seine Erzählung also an.

„Es ist dir vielleicht nicht unbekannt, daß ich, so gut als Jupiter und seine Brüder, vom Geschlechte der Titanen bin, denen Hesiodus den Himmel zum Vater und die Erde zur Mutter giebt.

„Man hielt mich, ohne Ruhm zu melden, für den klügsten unter ihnen, vermuthlich weil die übrigen, auf ihre körperlichen Vorzüge stolz, es nicht der Mühe werth hielten Verstand zu haben.

„Damahls war die Erde noch ohne Bewohner; und weil ich gerade nichts bessers zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, sie mit lebenden Geschöpfen zu bevölkern. Anfangs vertrieb ich mir die Zeit damit, Thiere von allen Gattungen zu machen, unter denen manche grotesk genug aussehen, um die Laune zu verrathen, worin ich sie machte. Unzufrieden mit

meiner Arbeit, fiel mir kaum eine Gattung aus der Hand, als mir die Idee einer andern kam, welche besser gerathen sollte.

„Dies ging so lange fort, bis mir endlich die Lust ankam, eine Gattung zu versuchen, welche eine Mittelart zwischen uns Göttern und meinen Thieren seyn sollte. Meine Absicht war die unschuldigste von der Welt; es war ein bloßes Spiel: aber unter der Arbeit fühlte ich eine Art von Liebe zu meinem eigenen Werke entstehen; und nun setzte ich mir vor, glückliche Geschöpfe aus ihnen zu machen.

„Ich glaubte, sie wegen der Ähnlichkeit, die sie mit den andern Thieren hatten, nicht schadlos genug halten zu können: und organisierte sie deswegen an den beiden Theilen, die an den Thieren gerade das schlechteste sind, so vollkommen, als es die Materie, worin ich arbeitete, nur immer möglich seyn liefs.

„Ich spannte die unendlich subtilen Saiten woraus ich sie zusammen webte,

so künstlich auf, daß eine Art von musikalischen Instrumente daraus wurde, welches die schönste Harmonie von sich gab, so bald die Natur darauf zu spielen anfang. Diese Instrumente stimmte ich so gut zusammen, daß, so wie eines davon einen gewissen Ton von sich gab, die nehmliche Saite bey dem andern mit einem gleich tönenden Laut antwortete. Meine Menschen waren die gutherzigsten Geschöpfe, die man sehen konnte. Lachte eins, so lachte das andere; weinte oder trauerte eins, so trauerte das andere auch; lief eins voran, so liefen die andern hinten drein: kurz, ich trieb diese Zusammenstimmung so weit, daß sogar keines gähnen konnte, ohne alle übrigen mitgähnen zu machen ⁵⁾.

„Die Idee der Harmonie hatte etwas so ergetzendes für mich, daß ich mitten

5) Aristoteles trieb sie noch weiter. Er behauptet, kein Mensch könne den andern p^ssⁿ sehen, ohne augenblicklich einen Reiz zu fühlen dasselbe zu thun; und er erklärt sehr scharfsinnig wie dieß zugehe. *Problemat. Sect. VII. quaest. 6.*

unter meiner Arbeit immer auf neue Triebfedern dachte, sie bey meinen Geschöpfen so vollkommen zu machen als möglich.

„Ich liebte damahls eine von den Töchtern des Oceanus; die schönste Nymphe, die man mit Augen sehen konnte. Dieser Umstand kam meinen Geschöpfen sehr zu gute.

„Um sie in diesem Stücke so glücklich zu machen als ich es selbst war, gab ich dem weiblichen Geschlecht zur Schönheit einen gewissen Reiz, dem auch derjenige unterliegen muß, dem die Schönheit nichts anhaben kann; und meine Männer bildete ich so, daß der männlichste, tapferste, edelmüthigste, gerade der war, der sich ihren Reizungen am leichtesten gefangen gab.

„Ich milderte durch das sanfte Wesen und die rührende Grazie des Weibes eine gewisse Wildheit, welche den Männern unentbehrlich war, damit sie im Nothfall die Beschützer der Gegenstände ihrer süssesten Regungen seyn könnten.

„Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab ich dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien, das anziehende Weigern, das sanfte Sträuben, welches den Werth jeder Gunst erhöht; die süßen Thränen, deren wollüstiges Ergießen das von Empfindung gepresste Herz leichter macht. Ich tauchte gleichsam ihr ganzes Wesen in Liebe, und machte, daß sie ihre höchste Glückseligkeit darein setzte, geliebt zu werden und Liebe einzufößen.

„Ich glaubte hierin nicht zu viel thun zu können, da meine Absicht war, den Mann dadurch von einer herum schweifenden Liebe abzuhalten, und—wenigstens so viel es meine andern Absichten erforderten—seine Zuneigung an eine einzige Schöne zu heften. Ich machte zu diesem Ende, daß er, so bald ein Mädchen sein Herz eingenommen hatte, den Gedanken nicht ertragen konnte, ihren Besitz mit einem andern zu theilen. Nicht als ob ich mir eingebildet hätte, Geschöpfe aus Lehm und Wasser durch ein paar ätherische Funken, wodurch ich diesen schlechten Stoff veredelt hatte, einer ewi-

gen Liebe fähig gemacht zu haben; aber zu meinen Absichten war es auch genug, wenn die erste Liebe zwischen meinem Paare nur so lange dauerte, bis das Mädchen Mutter wurde.

„Dieser Umstand müßte nothwendig (dacht' ich) ein neues Band der Zuneigung, eine neue Quelle zärtlicher Gefühle und eine Art von Liebe werden, welche, bey noch unausgearteten Menschen, zwar nicht so heftig und schwärmend, aber dauerhafter ist, als jene, die den Genuß zum Zweck hat, und im Schoofse der Sättigung ihr Grab findet. Konnte der Vater die Mutter seines Kindes, oder die Mutter den Mann, der ihr diesen süßen und ehrenvollen Namen verschafft hatte, ohne zärtliche Empfindung ansehen“?

Ich hatte mir bisher immer Gewalt angethan, den ehrlichen T i t a n nicht zu unterbrechen; aber länger konnt' ichs nicht,—und ich sehe, meine Herren, daß es Ihnen auch so geht. Das Gewäsche des alten schwärmenden Graubarts kommt Ihnen halb kindisch vor—nicht wahr? In

der That, ich fange selbst an zu muthma-
 ssen, daß er sich auf seinen Vorzug vor
 den übrigen Titanen ein wenig zu viel zu
 gute gethan haben könnte. — Doch, wir
 müssen den Prometheus meines Traums
 nicht dafür verantwortlich machen, daß
 seine Menschen nicht die Menschen zu
 Paris, London, Neapel, Wien,
 Petersburg, Konstantinopel u. s. w.
 sind: das ist auch wahr! — Die Menschen,
 von denen Prometheus spricht, sind
 längst nicht mehr — oder, wofern es noch
 hier und da einen verborgenen Samen
 von dieser wunderlichen Gattung von Ge-
 schöpfen giebt: so machen sie doch keine
 Zahl; und — *non apparentium et
 non existentium est eadem ratio*,
 (was nicht in die Sinne fällt, kommt eben
 so wenig in Anschlag als ob es gar nicht
 wäre) sagt der alte juristische Weidspruch.
 Wir werden ihn also, weil er einmahl an-
 gefangen hat, schon weiter reden lassen
 müssen.

„Der Zug der Natur zu diesen kleinen
 wimmernden Geschöpfen, die ihr Daseyn
 von ihrer Liebe empfangen hatten, unter-
 hielt diese Liebe, und empfing hinwieder

von ihr neue Stärke. Denn das, wofür ich in der ersten Anlage der Menschheit am meisten gesorgt hatte, waren eben diese kleinen Geschöpfe, von deren glücklicher Entfaltung die Dauer der menschlichen Gattung abhing, welche nun mein Lieblings-Gegenstand war.

„Ich machte sie zu Kindern der Liebe; das hieß selbst für die Keime der Menschheit Sorge tragen. Konnten sie anders als wohl gerathen, da die Liebe selbst ihre erste unsichtbare Pflege auf sich nahm?

„Aber daran begnügt' ich mich nicht. Ich strengte alle meine Erfindung, alle meine Bildnerkunst an, aus dem Instinkt der Mutter für ihr Kind die stärkste aller Empfindungen zu machen. Die Schmerzen selbst womit sie es gebar, mußten dazu helfen; es mußte ihr desto theurer werden, je mehr es ihr gekostet hatte. Ich setzte die Brust der Mutter nicht bloß der Schönheit wegen dahin wo sie ist, oder damit der Säugling, auf ihrem Arme liegend, seine Nahrung desto bequemer finden möchte; sondern weil ich

wollte, daß die Nähe des Herzens, welches ich zum Triebrade der zärtlichen Gefühle des Menschen gemacht hatte, dem mütterlichen Gefühl, in den Augenblicken, wenn sie ihr Kind stillt, desto mehr Wärme und Innigkeit geben sollte.

„Die immer zunehmende Schönheit des Kindes; die sanfte stufenweise Entfaltung der Menschheit, deren angeborener Adel, selbst in diesem thierischen Alter, fast allen seinen Regungen einen gewissen Schein von Sittlichkeit giebt; das süße Lächeln, womit es die mühsame Fürsorge der Mutter belohnt: — alles vereinigt sich, die mütterliche Zuneigung zu einem so mächtigen Triebe zu machen, als es nöthig war, um in der Leistung aller der beschwerlichen Dienste, deren das kindliche Alter bedarf, sogar Vergnügen zu finden.

„Doch, ich vergesse, — so angenehm ist mir die Erinnerung an eine Arbeit, die aus einem bloßen Spiele mein angelegenstes Geschäft wurde, — daß ich dich vielleicht nicht so gut unterhalte als mich selbst“.

Ich war (wie man sich vorstellen kann)
so höflich, den Enkel des Himmels und
der Erde zu versichern, daß ich mir keine
bessere Unterhaltung wünschte.

„**I**CH weiß nicht, fuhr er fort, wie es deine Brüder, die Menschen, angefangen haben, daß sie (wie du sagst) nicht glücklich sind. Meine Absicht wenigstens war, daß sie es seyn sollten; und ich glaubte es ihnen so leicht gemacht zu haben, glücklich zu seyn, und so schwer, sie unglücklich zu machen, daß ich, bey meinem Vetter Anubis! nichts davon begreife, wenn ich meine Mühe an ihnen verloren habe. — Aber die verwünschte Büchse der Pandora! Ohne sie würden meine armen Menschen noch so glücklich seyn als in ihrem ursprünglichen Stande“.

Sie waren also einmahl sehr glücklich?
fragte ich.

„Ob sie es waren? rief Prometheus mit einem Tone, der mir zu erkennen gab

dafs ihn meine Frage beleidiget habe. — Wie hätten sie es nicht seyn sollen? Ich setzte ihr ganzes Wesen aus Triebfedern des Vergnügens zusammen; und damit es unmöglich seyn möchte, dafs der Schmerz jemahls den Zugang zu ihnen fände, machte ich ihn zum Gefährten der Unmäßigkeit, der Mißgunst, der Bosheit, und aller andrer Laster, welche dem Menschen ihrer Natur nach so verderblich sind, und so wenig verführerisches haben, dafs ich mir nicht einfallen lassen konnte —

„Aber die verdamnte Büchse der Pandora! Das fatale Geschenk hat alles verdorben! — Tausend in die Farbe des Vergnügens gekleidete Bedürfnisse, in deren Unwissenheit ein grofser Theil des Glücks meiner Menschen bestand, jedes von einem Schwarm unruhiger Begierden umflattert, stürzten heraus, als der unbesonnene Epimetheus sie in einer unseligen Stunde öffnete; und geschehen wars um meine armen Geschöpfe! — Die guten sorglosen Kinder! Ich hatte sie einfältig, unschuldig, freundlich gemacht; es floss so reines Blut in ihren Adern, dafs sie nicht wußten was böse Laune war,

Ich gab ihnen gerade so viel Verstand als sie nöthig hatten, um glücklicher zu zeyn als sie es durch die Sinne allein gewesen wären. Meine Großmutter, die Erde, war so gefällig, ihren Busen mit allem auszuschnücken, womit sie meinen Geschöpfen Vergnügen zu machen glaubte. Sie wohnten unter Myrten und Rosen; sie schliefen auf Blumen; Stauden und Bäume eiferten in die Wette, ihnen eine zahllose Mannigfaltigkeit von gesunden wohl-schmeckenden Früchten in den Schoofs zu schütten. Das Schaf theilte seine Wolle mit ihnen, die Ziege ihre Milch, die Biene ihren Honig. Kunstlose Hütten, mit Palmblättern gedeckt, von Weinreben umschlungen, schützten sie vor den Beleidigungen der Witterung. — Fruchtbare Haine, oder Gärten voll essbarer Gewächse und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen, frische Quellen durch sie hinzuleiten, ihre Herden zu weiden, Körbe zu flechten, die Wolle ihrer Lämmer zuzubereiten und zu Kleidern und Decken zu verarbeiten, — das waren, mit dem süßen Geschäft ihre Kinder zu erziehen, die leichten Arbeiten, in welche sich die beiden Geschlechter theilten.

„Ich hatte ihnen die nöthigen Werkzeuge zu einer Sprache gegeben, wodurch sie die engen Grenzen der Augensprache, welche eigentlich die Sprache der Seelen ist, erweitern, und dasjenige, was an der Sprache der Gebirgen zweydeutig und unverständlich bleibt, ersetzen sollten. Ich hätte sie den Gebrauch dieser Sprachwerkzeuge lehren können; aber ich wollte das Vergnügen haben, zu sehen wie sie es ohne fremde Hülfe von der Natur selbst lernen würden; und sie ließen mich nicht lange auf dieses Vergnügen warten. Sie lernten von der Nachtigall singen, und der Gesang leitete sie auf die Sprache. Die ihrige war freylich sehr einfältig, aber bey aller ihrer Armuth reich genug für ein Volk, das mehr Freuden als Bedürfnisse, mehr Empfindungen als Begriffe, mehr sanfte Gefühle als Leidenschaften, und von allen euern Lastern und gekünstelten Tugenden gar keinen Begriff hatte. Sie bedienten sich derselben zu Liedern, worin sie die Freude über ihr Daseyn, die Vergnügen ihrer Sinne und ihres Herzens, die Ergießungen des Wohlwollens, der Liebe und der geselligen Fröblichkeit in kunstlosen

Sätzen ausdrückten. Sie hatten keine Bilder dazu vonnöthen wie eure Dichter; jedes Wort mahlte die Sache selbst. Die Liebe machte einen Jüngling zum Erfinder der Leier, einen andern zum ersten Flötenspieler; und die jugendliche Freude, oder die Grazien selbst, welche sich unerkannt in ihre Reihen mischten, lehrten die Mädchen und die Knaben den hüpfenden Tanz, den keine Nachahmung erkünsteln kann.— O! meine Menschen waren glücklich; das kanst du mir glauben! und wenn die Büchse der Pandora”—

Hier wurde Prometheus mitten in seiner Rede durch einen verdrießlichen Zufall unterbrochen — ich erwachte.

MAN kann sich leicht vorstellen, daß mich diser Traum, oder, wenn man lieber will, dieses Fragment von einem Traume, zu allerley Betrachtungen leitete, wovon einige vielleicht nicht unwürdiger sind, meinen Lesern mitgetheilt zu werden, als mein Traum selbst. Aber jetzt würde es unartig seyn, wenn ich eine kleine Neugier unbefriediget lassen wollte, welche — die Büchse der Pandora bey meinen — Leserinnen zurück gelassen zu haben scheint; an deren Zufriedenheit mir viel zu viel gelegen ist, daß ich in Fällen dieser Art etwas angelegneres haben könnte, als ihren leisesten Wünschen, so fern ich sie zu errathen fähig bin, entgegen zu kommen.

Prometheus schreibt der Büchse der Pandora alles Unglück seiner Menschen zu: „Ohne sie, sagte er, würden sie noch immer so glücklich seyn, als sie

es in ihrem ursprünglichen Zustande waren". Was für eine Büchse konnte das wohl seyn, die so viel Unglück anzurichten vermochte?

Die Gelehrten — ein Volk, welches über nichts in der Welt einig werden kann — hegen auch über diesen Gegenstand sehr verschiedene Meinungen.

Einige glauben, daß unter der Geschichte der Pandora nichts anders verborgen liege, als eine allegorische Vorstellung der wichtigen Wahrheit: „daß der Vorwitz, oder die Begierde mehr zu wissen als uns gut ist, die erste Quelle aller menschlichen Übel gewesen sey". — Die Büchse der Pandora, sagen sie, war weder mehr noch weniger als die Büchse des Papsts Johannes des drey und zwanzigsten, mit welcher Seine Heiligkeit die Schwestern zu Fontevraud — da sie das Privilegium, einander selbst Beichte hören zu dürfen, von ihm erzwingen wollten — zu ihrer Beschämung auf die Probe stellte ⁶⁾.

6) S. v. Hagedorns Fabeln und Erzählungen, zweytes Buch, im zweyten Theile seiner Werke, S. 256.

Andere suchen unter der B ü c h s e der Pandora etwas noch verborgneres: es soll, ihrer Meinung nach, eben das dadurch bezeichnet werden, wovon der gelehrte Priester P o r p h y r i u s, unter dem Nahmen „der Höhle der N y m f e n“, so geheimnißvolle und h y p e r f y s i s c h e Dinge schreibt 7). Sie beziehen sich unter andern auf einen gewissen Vers des H o r a z 8), um dadurch zu erläutern, warum die B ü c h s e der Pandora zur Quelle alles Übels von den Alten gemacht worden sey. — Aber wir gestehen, daß uns sowohl die Auslegung als der angezogene Vers unsers Lieblingsdichters zu allen Zeiten sehr mißfallen hat.

Noch andere wollen in dieser berüchtigten Büchse eine allegorische Vorstellung der Einführung des Eigenthumsrechts unter den Menschen finden, — wovon sie sich irriger Weise einbilden, daß sie der Zeitpunkt der sittlichen Verderbnis der menschlichen Gesellschaft gewesen sey; —

7) S. *P o r p h y r. de antro Nympharum.*

8) *H o r a t. Sat. L. I. Sat. 3. v. 107.*

mehr andrer Meinungen zu geschweigen, welche zum Theil noch gezwungener sind als diese.

Ohne uns bey einer wenig interessanten Prüfung aller dieser Hypothesen aufzuhalten, begnügen wir uns eine andre aus einem alten Buche ohne Titel, welches wir vor uns liegen haben, anzuführen, die uns deswegen am besten gefällt, weil sie die natürlichste zu seyn scheint.

Der unbekannte Verfasser verwirft alle allegorische Erklärungen. Die Büchse der Pandora, sagt er, war weder mehr noch weniger als eine wirkliche Büchse, im eigentlichen Wortverstande, und zwar — eine Schminkbüchse; ein unglückliches Geschenk, wodurch die betrügerische Pandora unendlich mehr Böses gestiftet hat, als der Vorwitz, das Eigenthum, und die Grotte der Nymfen. Seitdem die verderbliche Mode, die Lilien und Rosen, welche Jugend und Schönheit aus den Händen der Natur empfangen, aus einer Schminkbüchse zu ziehen, seitdem diese unselige Mode un-

ter E v e n s Töchtern überhand genommen hat: seitdem ist es um die kunstlose Unschuld und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur geschehen. Nur zu bald wurde die Mode allgemein. Scheinen und Seyn, welche E i n s seyn sollten, wurden z w e y e r l e y: und weil es leichter war, gut, liebenswürdig, weise, tugendhaft, zu s c h e i n e n, als es in der That zu s e y n, und weil es, zumahl bey Kerzenlicht, die nehmliche Wirkung that; so bekümmerte sich niemand mehr darum, zu seyn, was er mit Hülfe dieser magischen Schminke scheinen konnte. Bald sah man kein natürliches Gesicht und keinen natürlichen Karakter mehr; alles war geschminkt und verfälscht; geschminkte Frömmigkeit, geschminkte Freundschaft, geschminkter Patriotismus, geschminkte Moral, geschminkte Staatskunst, geschminkte Beredsamkeit — Himmel! was wurde nicht geschminkt? — Die menschliche Gesellschaft glich nun einer großen Maskerade: und so wie die Nothwendigkeit die Kunst einander, dieser Mummerey ungeachtet, ausfündig zu machen, zur e r s t e n unter allen Künsten erhob; so fand man sich durch die nehm-

liche Nothwendigkeit gezwungen, immer auf neue Künste zu denken, um diese Kunst zu vereiteln. Falschheit, Gleifsnerey, betrügliche Höflichkeit, nichtsbedeutende Freundschaftsversicherungen, heuchlerische Unterwürfigkeit —

Hier recitiert unser Anonymus eine Litaney von Lastern und Untugenden die kein Ende nehmen will, und ergießt sodann die Bitterkeit seines Herzens in eine eben so lange Strafpredigt, womit wir, weil sie nichts weiter enthält als was unsre Leser in dem ersten besten Predigtbuche finden können, ihren guten Willen nicht zur Unzeit ermüden wollen.

Wer sollte denken, daß so viel Böses aus einer Schminkbüchse hervorgehen könnte?

BEY allem dem halten wir uns versichert, daß die Geschöpfe des Prometheus nach und nach um ihre ursprüngliche Einfachheit und Unschuld gekommen seyn würden, wenn gleich Pandora und ihre Büchse nie gewesen wären; — und in der That, man mußte so sehr in sein eignes Werk verliebt seyn als er es war, um nicht zu sehen wo der Fehler lag.

Geschöpfe, deren Unschuld und Glückseligkeit von ihrer Unwissenheit abhängt, — wie er von den seinigen selbst gesteht — befinden sich immer in einer sehr unsichern Lage; und alles wohl überlegt, war es kein großer Schade, daß die ganze Zucht einer so zerbrechlichen Art von belebter und beseelter Töpferarbeit in Deukalions Überschwemmung ersäuft wurde.

Ernsthaft von einer ernsthaften Sache zu reden, — die Philosophen, Sophisten, Redner, oder wie sie sich sonst am liebsten nennen hören, welche uns bereden wollen, daß —

„die Entfernung von der ersten Einfalt der Natur — Entfernung von der Natur selbst sey;

„daß es der Natur gemäß gewesen wäre, wenn wir immer in einem Zustande von glücklicher Unwissenheit, wie sie es nennen, geblieben wären;

„daß die Erweiterung unsrer Bedürfnisse die Mutter unserer Laster, — und

„der Genuß aller Geschenke der Natur, und die Verfeinerung aller Künste, dasjenige sey, was den Untergang der Staaten am meisten befördere“:

Die Herren, welche so reden, sprechen entweder von Menschen aus der Fabrik des Prometheus — oder von Menschen, welche, wie Jupiters Minerva, aus ihrem eigenen Gehirne hervor-

gegangen,—oder wenn diese Behauptungen den wirklichen Erdebewohnern gelten sollen, so werden sie uns erlauben zu sagen, daß sie die menschliche Natur, von der sie so viel reden, nicht besser zu kennen scheinen, als die Natur der Einwohner in Saturns Ringe.

Unstreitig giebt es einzelne Menschen, welche wohl daran thun, wenn sie wie Diogenes und Epiktet leben lernen.

Es giebt Fälle, wo ein allgemeiner Geist von Sparsamkeit in einem ganzen Staat eine Zeit lang nützlich ist.

Es giebt Fälle, wo ein Fürst sehr zu loben ist, wenn er, wie Kaiser Markus Aurelius, sein Gold- und Silbergeschirr in die Münze schickt, um sein Kriegsheer damit zu bezahlen.

Aber alle diese Fälle sind bloße Ausnahmen, und es bleibt darum nicht weniger wahr:

„Daß die möglichste Benutzung des Erdbodens und die möglich-

ste Vervollkommnung und Verschönerung des menschlichen Lebens das groſſe Ziel aller Bestrebungen, welche die Natur in den Menschen gelegt hat, und also im Grunde der Natur eben so gemäſs sey, als die Einfalt, in so fern diese eine unzertrennliche Gefährtin der ersten Periode des Lebens bey der ganzen Gattung so wie bey dem einzelnen Menschen ist,

ÜBER
DIE BEHAUPTUNG

DASS
UNGEHEMMTE AUSBILDUNG DER
MENSCHLICHEN GATTUNG
SCHÄDLICH SEY.

1 7 7 0.

VERGLEICHENDE ANATOMIE
DER
THIERE

DIE BEHAUPTUNG
DASS
DIE BESTIMMTE AUSBILDUNG DER
MENSCHLICHEN GATTUNG
SCHON VORHANDEN SEY.

1790

1.

„**D**as menschliche Herz ist in immer wäherender Unruhe; nichts unterm Monde kann ihm Genüge thun; es ist ein uner-sättlicher Abgrund; seine Begierden gehen ins unendliche, u. s. f.“

Von wie vielen sinnreichen und bered-ten Leuten unter Alten und Neuern, wie oft und auf wie vielerley Art ist dieß nicht gesagt worden! — und wer hat es besser gesagt als P a s k a l ?

Es giebt wenige gelehrte Gemein-plätze, (wenn uns erlaubt ist, das was man *locos communes* nennt, durch dieses Wort im Deutschen zu bezeichnen) welche, ungeachtet der große Haufe der Gelehrten sich schon so viele Jahrhunderte darauf herumgetummelt hat, so erschöpft, zertreten und ausgenutzt seyn sollten, daß sie durch Einzäunung und Bearbeitung nicht eine neue Gestalt gewinnen,

und in fruchtbare Plätze verwandelt werden könnten.

Vermuthlich hat es mit den oben angezogenen die nehmliche Bewandtnis: und wiewohl diese Meinung von der Beschaffenheit unsrer Begierden seit undenklichen Zeiten zu so vielen schimmernden Gegenständen und spruchreichen Deklamationen Anlaß gegeben hat; so könnte doch wohl seyn, daß das Wunderbare, Unbegreifliche und Geheimnißvolle, welches einige deswegen auf die menschliche Natur geworfen haben, bey genauerer Untersuchung verschwände, und es auch hier erginge, wie es, nach Tlantlaquakapatli's Regel, gemeiniglich mit dem Wunderbaren zu ergehen pflegt.

In der That, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, so haben wir Mühe, diesen Menschen zu finden, den die besagten scharfsinnigen und beredten Leute für unser allgemeines Ebenbild ausgegeben. Und sollte er auch vielleicht in einer kleinen Anzahl sonderbarer Menschen zu finden seyn: so ist mehr

als wahrscheinlich, daß Demokritus oder Sokrates diesen letztern, ehe sie sich mit ihnen eingelassen hätten, zuvor eine gute Dosis Niesewurz verordnet haben würden.

Wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen, sagte ich? — Das ist freylich was man schlechterdings thun muß, um den Menschen kennen zu lernen; und kennen sollte man ihn doch, um über ihn zu rasonieren. Aber wo ist derjenige, der in diesem wichtigen Geschäft sich nicht genöthigt sieht, über das Vergangene durchaus, und über das Gegenwärtige größten Theils, aus fremden Augen zu sehen? Die wenigen Philosophen, welche seit dem alten Thales aus Wissenstrieb ausgezogen sind, die Söhne und Töchter des Erdbodens zu beschauen, haben doch immer nur einen kleinen Theil ihrer Zeitgenossen sehen können; und Gemelli Karreri, der einzige meines Wissens, der aus besagtem Triebe den ganzen Erdboden durchwandert und alle Meere durchirret zu haben vorgiebt, — dieser Gemelli, so eine wichtige Miene er macht, war gewiß kein Philosoph.

Es ist, im Vorbeygehen zu sagen, verdrießlich, daß alle die herrlichen Dinge, welche uns Plotinus, Proklus, Agrippa, die ehrwürdige Brüderschaft vom Rosenkreuz, und der Graf von Gabalis, von einer geheimen Philosophie, welche sich die ganze Natur durch den edelsten Theil derselben, die Geister, unterwerfen könne, vorsagen, allem Ansehen nach bloße Träumereyen sind.

Ein bequemer Wagen, von einem Paar fliegender Drachen oder Einhörner gezogen, und ein Sylfe oder ein Sklave der wunderbaren Lampe zur Bedienung, wäre freylich eine vortreffliche Sache, um einen Mann in den Stand zu setzen, die Oberfläche unsers Planeten, mit allem was darauf lebet, webet und ist, so gut kennen zu lernen als seine Studierstube; mit einbedungen, daß er

sich auch der Gabe der Sprache bemächtigen müßte, ohne welche uns die Kondaminen selbst nur sehr unvollkommene Nachrichten von Menschen geben können, die sie nur im Vorbeygehen wenig besser gesehen haben, als man die schönen Schattenwerke in einem Savoyardenkasten sieht.

Wie viel würde dasjenige, was B a k o n von Verulam die Schatzkammer der menschlichen Erkenntnisse nennt, dabey gewinnen, wenn ein Denker, der irgend ein verwickeltes moralesches Problem aufzulösen hätte, — anstatt auf etliche unvollständige und wenig sichere Angaben hin, oder (was beynahe ebenso viel ist) auf geradewohl zu räsonieren, oder (was nicht um den Werth einer hohlen Nuß besser ist) aus willkührlichen Erklärungen und Voraussetzungen Folgerungen zu ziehen, welche immer in Gefahr schweben, von einer einzigen neuen Wahrnehmung wie Kartenhäuschen umgeblasen zu werden, — sich nur in seinen Wagen setzen und in gerader Linie dahin fahren dürfte, wo er das Orakel der Natur selbst befragen könnte; das ist, wo er weiter nichts

brauchte als die Augen aufzuthun, um zu sehen, was — was ist; ohne sich die Mühe zu nehmen, die Möglichkeit dieses was, und die Bedingnisse dieser Möglichkeit, und die besondern Bestimmungen dieser Bedingnisse — *a priori* ausfündig zu machen.

Ich will hier dahingestellt seyn lassen, wie viel oder wenig Hoffnung man sich zu machen habe, daß unsre Nachkommen einen so glücklichen Zeitpunkt für die spekulativen Wissenschaften dereinst erleben werden. Gewiß ist, daß wir uns bis dahin, gern oder ungern, bequemen müssen, durch andrer Leute Augen zu gucken, wenn wir uns auf dem Erdboden umsehen wollen. Und diese Nothwendigkeit vorausgesetzt, kann man, wie es scheint, mit hinlänglichem Grunde sagen: daß der Mensch, dessen Begierden immer ins Unendliche gehen und sich an nichts Irdischem sättigen, unter den Erdbewohnern, so wie sie nach dem ordentlichen Laufe der Natur aus der Beywohnung eines Mannes und eines Weibes entspringen, eine sehr seltene Erscheinung sey.

3.

DER Zustand der so genannten Wilden,

Die, ohne zu ackern, zu pflanzen, zu säen,
Mit Müßiggang sich auf Kosten der Götter
begehen,

wie Homer von seinen Cyklopen
sagt:

Und der Zustand der großen Asiatischen Despoten, (eines Kalifen im alten Bagdad, oder eines Sultans von Indien, zum Beyspiel) scheinen die beiden äußersten Linien zu beschreiben, innerhalb welcher das, worin die Menschen ihre Glückseligkeit zu suchen pflegen, eingeschlossen ist; — und beide scheinen zu beweisen, „dafs sich der Mensch mit sehr wenigem befriedigen lasse“.

Der Grönländer, der Lappe, der Kamtschadale, der Eskimo, der Karaibe, der Hottentott, — Leute, die zum Theil unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen leben, — wie wenig haben sie vonnöthen, um mit ihrem Zustande zufrieden zu seyn!

Die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen alle darin überein, daß diese in unsern Augen so armseligen Geschöpfe „sich für die Glückseligsten unter den Sterblichen halten, und den bloßen Gedanken mit uns zu tauschen verschmähen“.

Der Lappe, unter seinem beruften kegelförmigen Gezelte auf etliche Bärenhäute ausgestreckt, bringt seine Muße mit Tabakrauchen zu, (sagt der Präsident von Maupertuis) und sieht mit Mitleiden auf die Bemühungen der übrigen Sterblichen herab.

Den Wilden in Nordamerika gesteht ein Mann, der sie zu kennen Gelegenheit gehabt hat, und mehr Philosoph ist als man es von einem Ordensmann erwarten oder fordern dürfte, der Jesuit

Charlevoix, zu: „dafs sie glücklich seyen“. Er versichert uns, dafs, als einige von ihnen nach Paris geschickt worden, der Anblick aller Herrlichkeiten und Wollüste dieser Hauptstadt der heutigen Welt nicht den mindesten Eindruck auf sie gemacht habe; dafs sie mit dem lebhaftesten Verlangen wieder in ihre Heimath zurückgekehrt, und von allem, was sie in Paris gesehen, nichts ungern zurück gelassen hätten, als die Garküchen, wo sie immer vollauf zu essen gefunden, ohne auf die Zubereitung warten zu müssen.

Er ist so billig hinzu zu setzen: dafs es wohl Franzosen gegeben habe, welche, nachdem sie einige Zeit unter den Wilden gelebt, es sich so wohl bey ihnen gefallen lassen, dafs sie sich nicht entschliessen können, in die Kolonie zurückzukehren, ob sie gleich sehr bequem darin zu leben gehabt hätten; aber dafs sich jemahls ein Wilder an die französische Lebensart gewöhnt hätte, davon habe man kein Beyspiel; u. s. f. — Kurz, die wilden Nordamerikaner sind in ihren eigenen Augen (und über diesen

Punkt wird doch ihr Zeugniß, wiewohl in ihrer eigenen Sache, für gültig angenommen werden müssen) die beneidenswürdigsten Leute unter der Sonne;—und sind es ohne unsre Wissenschaften, ohne unsre Künste, ohne unsre Bequemlichkeiten und erkünstelten Wollüste, bloß durch Freyheit von allen Arten von Zwang, durch Müßiggang und Befriedigung ihrer thierischen Bedürfnisse. Laßt den Wilden in seinem Hamak liegen und Tabak rauchen; gebt ihm, wenn ihn hungert, seine Porzion Maniok oder Bärenfleisch, und seine Frau, wenn er genug gegessen hat, und schenkt ihm Branntwein aus dem Schädel seines Feindes ein, wenn er sich auf die angenehmste Art einschläfern will: das ist alles was er zur Glückseligkeit vonnöthen hat; seine rohe Seele erhebt sich zu keinem höhern Wunsche, und erwartet selbst von jenem Leben keine höhern Freuden.

Und was hat nun euer Sultan, euer Kalif, Sardanapal und Heliogabalus vor diesem Wilden voraus? Worin ist die Glückseligkeit, die ihn so lange befriediget als seine Nerven ihre Dienste

thun, von des H u r o n e n seiner unterschieden? Die F o r m macht in der That einigen Unterschied, aber der S t o f f ist der nehmliche. Ein ewiger Zirkel sinnlicher Ergetzungen, mit Unabhängigkeit und sorglosem Müßiggang vergesellschaftet, macht diesen beneideten Zustand aus, welcher seinem Besitzer in einer ununterbrochenen Trunkenheit, zwischen Betäubung und Entzücken, keine Fähigkeit läßt, einen andern Wunsch zu thun, oder etwas andres zu bedauern, als das Erschöpfung und Unvermögen, allen Zaubereyen der Natur und allen Hülfsmitteln der Kunst zu Trotz, endlich die wollüstige Scene schliessen.

Ein berühmter englischer Dichter, der Zeitgenosse und Nebenbuhler des großen Shakspeare, B e n J o h n s o n, schildert in seinem A l c h y m i s t e n die innerlichen Gesinnungen der meisten Sterblichen, unter der Person des S i r E p i k u r M a m m o n, nach dem Leben ab. Dieser Unsinnige hat sich von einem Betrüger eine Grille in den Kopf setzen lassen, welche in Ben Johnsons Zeitalter manchen Kopf verrückte, und manchen Beutel ausleerte.

Er hofft sich in kurzem in vollem Besitze des Steins der Weisen zu sehen. Das große Werk berührt beynahe den Augenblick seiner Zeitigung. In drey Stunden wird die Projektion vor sich gehen. Welche Aussichten für den üppigen Sir Mammón! Seine Einbildungskraft wird so sehr dadurch erhöht, daß er von seinen ausschweifenden Hoffnungen als von Dingen, die er wirklich schon im Besitze habe, spricht. In drey Stunden wird er nicht nur, wie König Midas, alles was er berührt in Gold verwandeln, sondern auch dieses wundervolle Elixier in seiner Gewalt haben, wovon etliche Tropfen genug sind, (wie er sagt) „aus abgelebten Greisen wieder Jünglinge zu machen, wahre Marse, fähig Liebesgötter zu zeugen“!

Und was für einen Gebrauch wird Sir Epikur von seinem unschätzbaren Geheimnisse machen? — „Ich gedenke, (spricht er in der Ergießung seiner Freude) eine so große Menge von Weibern und Beyschläferinnen zu haben, wie König Salomon, der den Stein der Weisen auch hatte wie ich; und vermittelst mei-

nes Elixiers will ich mir einen Rücken machen wie des Herkules seiner war, kräftig genug, um es mit funfzig in einer Nacht aufzunehmen. Meine Betten sollen nicht gestopft seyn; aufblasen will ich sie lassen; Flaum ist zu hart. Und dann meinen grossen ovalen Sahl, den will ich mit lauter Mahlereyen angefüllt haben, wie sie Tiberius von der Elefantis entlehnte: sie sollen ganz ein andres Leben haben als diese matten Nachahmungen des schalkköpfigen Aretin ¹⁾! Wolken von kostbaren Gerüchen sollen meine Zimmer erfüllen, und meine Bäder so geräumig und tief seyn, daß wir darin schwimmen können; und wenn wir wieder heraus steigen, wollen wir uns auf Schasmin und Rosen trocken wälzen. Meine Speisen sollen alle

1) Ich habe in diesem Gemählde einen starken Zug weggeräumt, weil er für Deutsche Leser zu anstößig wäre, wiewohl ihn die Engländer sogar auf der Schaubühne ertragen konnten. M a m m o n sagt im Original:

— — — *Then my Glasses*

Cut in more subtil Angles, to disperse

And multiply the Figures, as I walk

Naked between my Succubae — —

in indischen Muscheln, in Schüsseln von Achat mit Golde gefaßt und mit Smaragden, Saffieren, Hyacinthen und Rubinen besetzt, aufgetragen werden: — Karpfenzungen, Haselmäuse, und Kamehlsfüße, in Spiritus Solaris und aufgelösten Perlen gesotten²⁾, u. s. w. Meine Hemden will ich mir aus einem Seidenzeug machen lassen, der so dünn und leicht wie Spinnewebe seyn soll". — Mit einem Worte, die ausschweifendsten Begierden, in welche sich Sir Epikur Mammon in der Entzückung über seinen eingebildeten Schatz ergießt, erheben sich nicht über den klei-

2) Ben Johnson bringt hier, seiner Gewohnheit nach, seine Gelehrsamkeit wohl oder übel an. Die Schwelgerey der alten Römer machte aus Sinnlichkeit und Muthwillen eine Menge seltsamer Dinge zu Leckerbissen. Die Haselmäuse gehörten darunter, aus denen der berühmte Professor der Kazianischen Philosophie, Apicius, köstliche Ragouts zubereiten lehrte. Sir Mammon will lauter dergleichen antike Leckerbissen auf seiner Tafel haben, Karpfenzungen, Bärte von Bären, Euter von trächtigen Sauen und dergleichen. Fasanen, Salmen, Lampreten, Haselhühner sind gut genug für seine Lakayen, sagt er—

nen Dunstkreis eines Epikurischen Schweins, wie Horaz irgendwo, halb im Ernste und halb im Scherze, sich selbst zu nennen beliebt.

Es wird wohl, hoffentlich, keiner Protestazion vonnöthen haben, daß ich sehr weit entfernt bin, eine so thierische Sinnesart gut zu heißen. Aber ich kann mich eben so wenig verhindern, zu glauben, daß, wenn Scham oder Heucheley dem größten Theile der Sterblichen erlaubte aufrichtig zu seyn, die meisten gestehen müßten, daß sie — die Haselmäuse und Schweinsitzen und die in Perlen gekochten Kamehlsfüße allenfalls ausgenommen — die übrigen Ingredienzien in das, was dieser komische Heliogabalus für sein höchstes Gut erklärt, sich sehr wohl gefallen lassen würden.

Die Griechen waren von den Zeiten des Pisistratus an das feinste, witzigste und politeste Volk des Alterthums. Und was für Männer waren ihr Solon, ihr Alexander! Jener, ein Weiser, ein Gesetzgeber, dessen Nahme uns noch jetzt Ehrerbietung gebet: dieser

einer von den seltnen Menschen, bey deren Hervorbringung die Natur sich selbst zu erschöpfen scheint; ein Mann, der (wenn jemahls einer) dazu gemacht war, an der Spitze des menschlichen Geschlechts zu stehen.

Und wie dachte der eine und der andre über den großen Punkt, wovon hier die Rede ist? Ihre Ausübung kann uns, denke ich, das beste Licht hierüber geben.

Was ich jetzt liebe, (singt der alte Solon in einem kleinen Bruchstück eines Gedichtes, welches uns Plutarch aufbehalten hat) das sind die Werke der Kypriis, des Bacchus und der Musen, aus welchen die Freuden der Männer entspringen. — Das heißt sich doch sehr offenherzig herausgelassen! Es ist, wenn man will, verfeinerte Sinnlichkeit, mit den Freuden der Einbildungskraft und des Herzens vergesellschaftet; aber es ist doch immer Sinnlichkeit. Und aus diesem Tone sang Solon der Weise nicht etwann in der Trunkenheit der ersten Ju-

gend, sondern (wie der silberlockige Anakreon) in einem Alter, worin ein Mann wie Er den Werth des Lebens und der Dinge schätzen gelernt haben sollte.

Der große Alexander, der, in dem eigentlichen Alter der Leidenschaften, der bescheidenste, der mäßigste, der enthaltsamste aller Sterblichen war, blieb es nur so lange, als der Durst nach Ruhm, oder richtiger zu reden, als die Begeisterung für seinen Entwurf einer allgemeinen Monarchie, alle seine übrigen Leidenschaften überwältigte. Aber so bald ein großer Theil dieses romantischen Entwurfs ausgeführt, und unter den Schwierigkeiten, die von allen Seiten mit jedem neuen Schritt auf ihn eindrangen, sein Blut genugsam abgekühlt war, um auf den Rest desselben Verzicht zu thun, oder wenigstens mit viel gemäßigtem Eifer daran zu arbeiten: so legte er nur zu viele Proben ab, daß er von der Glückseligkeit eben so denke wie die gewöhnlichen Menschen. Von diesem Augenblick an machten üppige Gastmähler, Bacchusfeste, Persische Weine und Persische Schönen den Gegenstand der

Ergetzungen aus, womit er sich selbst für alle die Mühe belohnte, die er sich gegeben hatte, um (wie er einst im Scherz sagte) den Athenern eine gute Meinung von ihm beyzubringen.

P y r r h u s, nach Alexandern der ruhm-süchtigste aller Griechen, giebt in seinem berühmten Gespräche mit dem weisen **C y n e a s**, welches uns **P l u t a r c h** aufbehalten hat, auf eine sehr offenherzige Art zu erkennen, was in seinen Augen dasjenige war, worin sich alle Wünsche der Sterblichen verlieren. Nachdem ihn seine durch Ruhmsucht begeisterte Einbildungskraft von Eroberung zu Eroberung endlich zum Herrn der halben Welt gemacht hatte, fragt ihn **C y n e a s**: „Und wenn wir nun mit allen diesen Eroberungen fertig sind, was fangen wir alsdann an“? — Was wir anfangen? sagt **P y r r h u s**; das versteht sich! Dann bringen wir unser übriges Leben in Ruh' und Müßigang, in Schmäusen und Festen und Lustbarkeiten zu, und denken an nichts, als wie wir uns die Zeit recht angenehm vertreiben wollen. — Wahrlich, ein sehr **A r i s t i p**.

pischer Plan von Leben! und, was hier vornehmlich zu bemerken ist, an welchem weder der weise C y n e a s noch der weise Plutarch etwas andres auszusetzen haben, als daß Pyrrhus nicht weise genug war, da anzufangen, wo er aufzuhören gedachte.

Man würde mich sehr unbillig mißverstehen, wenn man glaubte, ich wollte damit sagen: daß Solon, C y n e a s oder Plutarch Anhänger oder Gönner einer trägen, lasterhaften Wollust gewesen wären. Die großen Männer des Alterthums wußten so gut als die Großen und Weisen unter den Neuern Geschäfte mit Ergetzungen, und das, was sie dem Staat, mit dem, was sie sich selbst schuldig zu seyn glaubten, zu vereinigen. Indessen erweist sich doch aus diesen Beyspielen, was für eine Vorstellung sie sich von der Glückseligkeit machten, so bald die Rede nicht von einer I d e e, sondern vom wirklichen Leben war. — Und das ist was wir beweisen wollten.

Doch wozu haben wir einzelne Bey-

spiele nöthig? Die hohe Meinung, welche die Erdebewohner von der Glückseligkeit, die aus dem Genusse des sinnlichen Vergnügens entspringt, von jeher geheget haben, liegt am Tage. **W o h l l e b e n** und **S c h m a u s e n** ist bey allen Völkern einerley; und womit enden sich alle großen öffentlichen Handlungen, auch die wichtigsten und feierlichsten, als mit einem Schmause? Welches ist der gewöhnliche Weg einander Ehre anzuthun, einem Gönner seine Dankbarkeit zu beweisen, oder sich einem Großen angenehm zu machen? Ein Schmaus, ein Bacchanal, ein Fest, wobey, nach Beschaffenheit der Grölse der Person die damit beehrt wird, alle Götter der Freuden aufgeboten werden. Bey öffentlichen Unterhandlungen, von welchen oft der Wohlstand ganzer Völker abhängt, was pflegen gewöhnlicher Weise die hohen Bevollmächtigten angelegners zu haben, als mit einander in die Wette zu eifern, wer die Ehre seiner Nation und seines Principals durch den prächtigsten Schmaus behaupten könne? Sogar bey Geschäften, welche den strengen Ernst der Richter am **S t y x** und die Tugend eines **K a t o** erfordern, neh-

men Bankette und Ergetzungen wenigstens die Hälfte einer Zeit weg, welche Verrichtungen geheiligt ist, wobey man nie nüchtern genug seyn kann³⁾. Und wir sollten daran zweifeln, daß die Menschen ihre höchste Glückseligkeit in Essen, Trinken, Mülsigang und sinnlichen Wollüsten suchen?

Doch, wofern uns auch dieses alles, und überhaupt der gewöhnliche Gebrauch, den die Reichen von ihrem Überflusse machen, und die Begierlichkeit, womit sich die übrigen angelegen seyn lassen reich zu werden, noch einen Zweifel übrig lassen könnte, wie sehr die Wünsche der Sterblichen an der Erde kleben: so müßten uns die Vorstellungen davon überzeugen, welche man sich von jeher, bey allen Völkern, denen das Christenthum keine reineren Begriffe von der Bestimmung des Menschen beygebracht, über den Zustand der Seligen in der andern Welt gemacht hat.

3) Dieß wurde um die Zeit der letzten Reichs - Kammergerichts - Visitation geschrieben, und passte vortrefflich.

Das E l y s i u m der Griechen, die Gimle und Vallhalla der alten Nordländer, und das Paradies der Muhamedaner sehen einander so ähnlich, daß sie von einerley Urbild abgeformt zu seyn scheinen. Ewige Muse, ewiger Genuß sinnlicher Wollüste, ohne Schmerz, ohne Arbeit, ohne Sättigung, macht in allen dreyen das Ideal der Glückseligkeit aus, welche von dem künftigen Leben erwartet wird.

Und können wir uns wundern, daß der große Haufe so dachte, wenn wir sehen, daß die erhabensten Philosophen ihm hierin mit ihrem Beyspiel vorleuchteten?

Selbst in seinem überhimmlischen Lande läßt Plato die seligen Geister, von Nektar trunken, tanzend den Wagen Jupiters begleiten; und der Sokratische Äschines, einer der würdigsten Schüler des weisen Atheners, schildert, aus dem Munde des Magiers Gobryas, die bessere Welt, zu welcher er dem sterbenden Axiochus Lust machen will, als einen Ort, „über welchen die freygebigen Horen einen Überfluß aller Arten

von Gewächsen und Früchten ausschütten; wo reine Wasserquellen die blumigen Wiesen erfrischen, auf denen ewiger Frühling herrscht. — Er ziert diesen schönen Ort mit Hallen für die Philosophen, und mit Schauplätzen für die Dichter; er läßt seine Seligen an Tischen, welche sich von selbst decken, unter einer reizenden Musik, sich gütlich thun, und von ihren Banketten zu Konzerten und Reihentänzen aufstehen; und er vollendet das lachende Gemählde mit zwey Zügen, welche den allgemeinen Wunsch aller Sterblichen zu umschreiben scheinen, und sich in seiner Sprache (der wahren Sprache der Muses) in vier Worte einschließen lassen — *ἀκηρατος ἀλυπία*, und *ἡδεια διαίτα*, gänzliche Befreyung von Schmerz und Traurigkeit, und ein Leben dem kein Vergnügen fehlt". — In der That war dieses der gewöhnliche Begriff, den sich die Griechen von dem Zustande der seligen Schatten machten: und ich sehe zwischen diesem Elysium und dem Lande der Seelen, wohin die Nordamerikanischen Indier ihre Verstorbenen schicken, keinen andern Unterschied, als denjenigen, der sich natürlicher Weise zwi-

schen den Vorstellungsarten eines gebildeten und eines rohen Volkes findet.

Ich weiß wohl, daß sich einige von den aufgeklärtesten Männern unter den Alten einen edlern Begriff von dem künftigen Leben gemacht, und die Glückseligkeit desselben von einer Erhöhung unserer Natur abgeleitet haben, wodurch wir der unmittelbaren Gemeinschaft des höchsten Wesens fähig gemacht würden. Und ohne allen billigen Zweifel ist dieß die eigentliche Vorstellung gewesen, welche sich die Anhänger des Zoraster, und unter den Griechen Pythagoras und Plato, von dem Zustande der Weisen und Tugendhaften nach dem Tode gemacht haben.

Allein daraus folgt wohl nichts weiter, als daß eine sehr kleine Anzahl erhabener Geister, welche in mehr als Einer Betrachtung eine Ausnahme von den übrigen Sterblichen machen, sich, wenigstens in der Spekulation, zu einer Idee von Vollkommenheit aufzuschwingen getrachtet habe, welche gleichwohl so weit über die Fähigkeiten gewöhnlicher Men-

schen erhaben ist, daß sie genöthiget
 waren sie in sinnliche Bilder einzu-
 kleiden, um sich einiger Maffen verständ-
 lich und ihre Leser oder Hörer gelüstig zu
 machen, dieser unsichtbaren Glückselig-
 keiten theilhaft zu werden.

4.
HÄTTE es, wie aus den angeführten Beyspielen zu folgen scheint, seine Richtigkeit damit, daß die Menschen von jeher ihre höchste Glückseligkeit in Freyheit von Schmerzen, Sorgen und Geschäften, und in den Genuß angenehmer Empfindungen der Sinne und des Herzens gesetzt haben: so müßte (scheint es) diese Übereinstimmung aller Völker für die Stimme der Natur selbst gehalten, und daraus ganz zuversichtlich geschlossen werden können, daß die Art von Glückseligkeit, welche sie den Sterblichen hienieden zu ihrem Antheil bestimmt habe, eine Sache sey, die ihnen ganz nahe und so völlig in ihrer Gewalt liege, daß es keiner weitläuftigen Anstalten bedürfe, um sich ihrer zu bemächtigen.

Nehmen wir hierzu noch die Betrach-

tung, daß (nach dem unläugbaren Zeugnisse der allgemeinen Geschichte) der größte Theil der Übel, welche die Menschheit von jeher gedrückt haben und noch immer drücken, durch die Mittel selbst veranlaßt worden, womit man diesen Übeln abzuhelpen vermeint oder vorgegeben hatte.

Bemerken wir ferner, wie nachtheilig in gewissem Sinne dem menschlichen Geschlechte die äußerste Verfeinerung der Sinnlichkeit, des Geschmacks, und gewisser spekulativer Kenntnisse gewesen, und müssen wir dem berühmten Genfer Bürger zugestehen, was sich ohne Unverschämtheit nicht wohl läugnen läßt, — daß beides, Wissenschaften und Künste, so bald sie über die Linie, in welche Sokrates ihre Entwicklung einschränkt, — $\mu\epsilon\chi\rho\iota\ \tau\omicron\upsilon\ \omega\phi\epsilon\lambda\iota\mu\omicron\upsilon$ — so weit ein wirklicher Nutzen für die menschliche Gesellschaft daher zu erwarten ist⁴⁾ — ausge-

4) Um einer unbilligen Mißdeutung vorzubeugen, wird hier erinnert, daß ich das Nützliche, auf welches Sokrates die Wissen-

schweift haben, der allgemeinen Wohlfahrt mehr nachtheilig als förderlich gewesen sind:

So gewinnt es das Ansehen, als ob die Natur selbst die Entwicklung unsrer Vervollkommlichkeit nur bis auf einen gewissen Punkt gestatten wolle, und den stolzen Versuch sich höher zu schwingen, mit nichts geringerem

schaften und Künste eingeschränkt, (wiewohl er eigentlich an dem Orte der der Sokratischen Denkwürdigkeiten, auf welchen hier gezielt wird, nur davon spricht, in wie weit sich ein καλος και αγαθος auf jede Kunst oder Wissenschaft zu legen habe) in einem ungleich ausgedehnteren und so weit-schichtigen Sinne nehme, daß selbst solchen gelehrten Beschäftigungen, welche nur einen sehr entfernten und unendlich kleinen Einfluß in die Vervollkommnung des allgemeinen menschlichen Systems haben, — von des gelehrten Olaus Rudbecks *Atlantica*, bis zu Altmanns gründlichem Beweise, daß die *Lingua Opica*, eine Sprache sey, wovon weder er selbst noch irgend ein andrer Mensch ein Wort verstehe, — eine Art von Verdienst übrig bleibt.

als dem Verlust unsrer Glückseligkeit bestraft.

Wollten wir Rousseau glauben, so müßte dieser Punkt nicht sehr weit von demjenigen Stande gesetzt werden, den er uns als unsern ursprünglichen Stand (*état primitif*) anpreist. Da wir, spricht er, unglücklich genug gewesen sind, uns von diesem zu entfernen, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir nur in jenen ersten Anfängen (*rudimens*) des geselligen Standes, worin man die Amerikanischen Wilden gefunden hat, stehen geblieben wären. Dieser Stand scheint ihm das richtige Mittel zwischen der Indolenz des ursprünglichen, und zwischen der ausgelassenen Thätigkeit unsrer Eigenbliebe zu halten ⁵⁾, und ist, seiner Meinung nach, dem Menschen der zuträglichste, den wenigsten gewalt-

5) *Ce periode du developpement des facultés humaines, tenant un juste milieu entre l'indolence de l'état primitif et la petulante activité de notre amour propre, dut être l'époque la plus heureuse et la plus durable. Discours sur l'inégalité, p. 70.*

samen Abänderungen unterworfen, kurz, der dauerhafteste und glücklichste, aus dem (wie er sagt) der Mensch nicht anders heraus getrieben werden konnte, als durch irgend einen Zufall, der, um unsers allgemeinen Besten willen, sich nicmahls hätte ereignen sollen.

Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß, wofern wir die menschliche Natur in den Karai ben und ihren Brüdern in Kanada, Kalifornien, Neuseeland, u. s. w. ohne Vorurtheile studieren wollten, wir sie in diesen ihren verwilderten Kindern sich selbst viel ähnlicher finden würden als es beym ersten Anblick scheinen mag: aber so sehr beneidenswürdig würde uns ihr Zustand schwerlich vorkommen, als Rousseaus eigensinnige Einbildungskraft sich ihn idealisiert zu haben scheint. Die schrecklichen Gemählde, welche uns selbst der P. Charlevoix (der ihnen überhaupt, so weit es die Grundsätze seines Standes nur immer erlaubten, viele Gerechtigkeit widerfahren läßt) von der unbändigen Wildheit ihrer Leidenschaften, und den wüthenden Ausbrüchen, wozu sie sich dahin reißen

lassen, macht,—sind nicht sehr geschickt, uns den Zufall (wenn es einer war) verwünschen zu machen, der uns von einem Zustand entfernt hat, worin unmenschliche Gewohnheiten und barbarische Tugenden mit der eigenthümlichen Güte und Aufrichtigkeit der menschlichen Natur auf die seltsamste Weise zusammenstoßen, und für die Dauer des gemeinschaftlichen Wohlstandes so schlecht gesorgt ist, daß das Vergehen eines Einzigen alle Augenblicke den Untergang seiner ganzen Nation nach sich ziehen kann.

5.

MAN hat Ursache sich zu wundern, warum Rousseau diesen Mittelstand zwischen thierischer Wildheit und übermäßiger Verfeinerung, an welchen die Natur die Glückseligkeit der Menschen gebunden zu haben scheint, vielmehr unter den Huronen und Algonquins, als bey einem gewissen andern Volke zu finden vermeint hat, welches nur darum so wenig bekannt ist, weil es ohne es zu scheinen, vielleicht das glücklichste unter allen ist; — einem Volke, dessen Sitten und Lebensart ein so reizendes Gemählde von Unschuld, Ordnung, Freyheit, Ruhe, und unerkünstelten Tugenden darstellen, daß wir versucht würden, die Beschreibung desselben für einen schönen Traum der Einbildungskraft zu halten, wenn ihre Zuverlässigkeit auf einem minder festen Grunde als dem Zeugnisse des Franz Moore beruhete; eines Augen-

zeugen, dessen gesunder Verstand und aufrichtiger Karakter keinem Zweifel in die Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten Raum läßt ⁶⁾).

Dieses seinem Ursprunge nach ohne Zweifel Arabische oder Maurische Volk hat alle gute Eigenschaften, die man von den Beduinen rühmt, ohne einige Mischung von ihren Untugenden. Die Foleys (so nennt sie Moore) leben hordenweise, in einer Art von Städten, welche jedoch diesen Nahmen in Vergleichung mit den unsrigen nur sehr uneigentlich führen, da sie bloß aus einer Anzahl bequemer Hütten bestehen, welche mit gemeinsamen Umzäunungen, mehr zum Schutz gegen wilde Thiere als gegen wilde Menschen, umgeben sind. Wir würden versucht zu sagen, das natürliche Gefühl, welches sich bey keinem andern Volke unver-

6) S. *The Wonders of Nature and Art. Vol. III. Part. 3. chap. 3. p. 360. seqq.* und die allgemeine Historie der Reisen Th. 3. S. 178. u. f. Moores Buch selbst, wovon die letztere den Auszug liefert, ist mir nicht zu Gesichte gekommen.

fälschter erhalten zu haben scheint, habe sie gelehrt, was für einen lächerlichen Abstich Wohnungen, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, gegen den vorübergleitenden Traum des Menschenlebens machen, wenn nicht ein noch näherer Grund, warum sie keine festen Wohnungen bauen, in ihrer hirtenthümlichen Lebensart und in der Freyheit läge, worin sie sich erhalten wollen, den Ort zu verändern so bald sie Ursache dazu haben. Denn ungeachtet sie auf beiden Seiten des Stromes Gambia unter andern Völkern des Negerlandes zerstreut leben, so sind sie doch (sagt Moore) von den Königen derselben unabhängig, und brechen auf, so bald ihnen übel begegnet wird.

Sie haben ihre eigenen Vorsteher, welche ihr Amt mit grosser Mässigung verwalten, und wenig Mühe haben, ein Volk, das ohne eigentliche Gesetze, bloß durch die Güte seiner Sitten regiert wird, in Ordnung zu erhalten; ein Volk, das von einer so sanften und friedlichen Gemüthsart ist, und ein so angewohntes Gefühl von Recht und Billigkeit hat, daß „derjenige unter ihnen, der etwas Böses thut, allen zum

Abscheu ist, und niemand findet, der sich seiner gegen die Vorsteher annehmen oder sich bemühen wollte, ihn der Ahndung der Gerechtigkeit zu entziehen".

Da die eigentlichen Eingebornen des Landes (denn diese F o l e y s sind Fremdlinge unter ihnen) wenig Land benutzen, so sind ihre Könige willig genug, ihnen dessen so viel einzuräumen, als sie anzubauen Lust haben. Die F o l e y s sind die besten Viehhirten, und zugleich die emsigsten Pflanzer in ganz Nigrizien; und da sie bey so vieler Arbeitsamkeit sehr mäßig leben, so ziehen sie viel mehr Korn und Baumwolle als sie selbst verbrauchen.

Sie leben also in einem Überfluß des Nothwendigen, und machen eben den menschenfreundlichen Gebrauch davon, der ein gemeinschaftlicher Zug der patriarchalischen und Homerischen Zeiten war. Sie unterhalten nicht nur die Alten, Gebrechlichen und Unvermögenden unter sich selbst; sondern erstrecken diese Wohlthätigkeit, so weit ihr Vermögen reicht, auch auf die Mündigoer, Jalofer, und andre Völker

unter denen sie leben. Sie sind gastfrey und leutselig gegen jedermann; man braucht nur ein Mensch zu seyn und ihrer Hülfe vonnöthen zu haben, um sie zu erhalten. Können wir uns wundern, daß die N e g e r n es für einen Segen halten, eine Pflanzstadt von F o l e y s in ihrer Nachbarschaft zu haben?

Bey aller dieser ausgebreiteten Menschlichkeit haben sie eine zu richtige Empfindung von ihrem eigenen Werthe, um die Mitglieder ihrer eigenen Nation nicht vorzüglich zu lieben. Was Einem Foley begegnet, interessiert Alle, und so bald einer von ihnen das Unglück hat in Sklaverey zu gerathen, so vereinigen sich alle übrigen ihn los zu kaufen.

Sie werden selten zornig, fährt M o o r e fort, und nie hab' ich einen Foley einem andern Scheltworte sagen gehört. Und gleichwohl rührt diese Sanftmuth von keinem Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind so tapfer als irgend ein Volk in Afrika, und wissen sich ihrer eigenen Waffen mit großer Fertigkeit zu bedienen.

Die F o l e y s sind ein wohl gebildetes Volk, und verdienen schön genannt zu werden in so fern sich die Schönheit mit einer schwarzbraunen Farbe vertragen kann. Ihre Weiber sind angenehm, zärtlich und lebhaft, (sagt der P. L a b a t, dessen von L a R ü e gezogene Nachrichten in vielen Stücken mit M o o r e's seinen ziemlich zusammen stimmen) sie lieben das Vergnügen, die Musik und den Tanz, und sie wissen ihre natürlichen Reizungen durch einen Putz zu erhöhen, der, seiner (wiewohl mangelhaften) Beschreibung nach, einen Beweis giebt, daß die G r a z i e n ihren geheimen Einfluß an der G a m b i a — eben so gut als ehemahls am E u r o t a s, und noch jetzt unter den fröhlichen Einwohnern von S c i o, und an den lieblichen Ufern des H e b r u s, verspüren lassen.

M o o r e rühmt vorzüglich die R e i n l i c h k e i t dieses Volkes, besonders bey den Weibern; eine unter den Afrikanern nicht sehr gemeine Tugend, die in den Augen eines Engländers eben so viel Werth hat, als die E l e g a n z in den Augen eines Franzosen. Ihre Pflanzstädte, von de-

nen er uns eine Abbildung gegeben hat, haben ein regelmässiges Ansehen, ihre Hütten stehen in gehöriger Entfernung von einander, und werden sehr sauber gehalten. Sie sind ringsum mit Baumwollpflanzungen, und diese mit einer Verpfählung umgeben; ausserhalb derselben ist auf der einen Seite ein grosser Platz für ihr Vieh abgesondert, und auf der andern ein gleich grosser Bezirk, den sie mit Indischem Korn anbauen; und das Ganze ist mit einer undurchdringlichen Hecke gegen die Einfälle der wilden Thiere verwahrt. Man sieht, dass hier die Kunst wenig zu thun hat; aber wer sieht nicht auch, dass sie zum Wohlstande dieser Glücklichen nichts hinzu thun könnte?

6.

O meine Freunde! (läßt Diderot seinen schwärmerischen Philosophen Dorval ausrufen) wenn wir jemahls nach Lampeduse gehen, um dort, fern von der übrigen Welt, mitten unter den Wellen des Oceans ein kleines Volk von Glücklichen zu pflanzen, — —

Das hat die Natur schon lange gethan, lieber Dorval! Warum nach Lampeduse? — An die Gambia, zu diesem lebenswürdigen Volke wollen wir ziehen; dem einzigen in der Welt, bey welchem gute Menschen außer Gefahr sind unglücklich zu werden; dem einzigen in der Welt, welches seines Daseyns froh wird; welches durch eine zum Naturtriebe gewordene Fertigkeit jede Tugend ausübt; welches niemanden beleidiget, und allen die es erreichen kann Gutes thut!

Glückliches, ehrwürdiges Volk! Volk von Menschen, die diesem Nahmen Ehre machen! Bey dir bringt die Güte der Sitten ganz allein zuwege, was Gesetze und Strafen, was Erziehung, Philosophie und Religion bey dem policiertesten Volke des Erdbodens bis auf diesen Tag nicht zu bewirken vermocht haben! Keine Vorurtheile benebeln deinen Verstand, und verhindern ihn, wie in einem reinen Spiegel, die unverfälschten Eindrücke der Natur aufzufassen! Du verfolgst, du verdammst niemand; keine blinde und grausame Parteysucht verschließt dein Herz der rührenden Stimme der Menschlichkeit! Kein sinnloser Schwätzer, kein Sofist, der den Unrath seines Gehirns in subtile Gewebe spinnt um die sorglos flatternde Einfalt darin zu verstricken, kein heuchlerischer Marabu, kein feiler Kadi, kein raubgieriger Bassa, haben sich wider deine Wohlfahrt zusammen verschworen! — Glückliches, dreymahl glückliches Völkchen! wer sollte nicht in Versuchung gerathen dich zu beneiden?

Was für eine feine Satire ließe sich bey dieser Gelegenheit über alle die Nationen

machen, welche von der Weisheit ihrer Verfassungen, von der Vortrefflichkeit ihrer Polizey, von ihrem grossen Fortgang in den Künsten und in den Wissenschaften so aufgeblasen sind!

Was für eine demüthigende Vergleichung liesse sich zwischen uns Europäern und diesen ehrlichen schwarzbraunen Foleys anstellen, welche, allen unsern bewundernswürdigen Vorzügen zu Trotz, das sind, was wir gerne seyn möchten: und die es blofs deswegen sind, weil sie keine so mühsame Anstalten machen, keine so verwickelte, aus so unzähligen Triebrädern so gekünstelt und so zerbrechlich zusammen gesetzte Maschinen spielen lassen, um zu werden, was man so leicht seyn kann, wenn man die Natur zur Führerin nimmt!

Welch ein reicher Stoff! welche Gelegenheit zu schimmernden Gedanken, und feinen Sprüchen! Aber, wie gesagt, wir haben keine Lust, uns auf Gemeinplätzen herum zu tummeln; und so schöne Sachen sich auch immer über diesen Gegenstand sagen liessen, so möchte

doch wohl schwerlich Eine darunter seyn, die nicht in den unzähligen Utopien und Severambenländern, womit wir seit mehr als zwey hundert Jahren so reichlich beschenkt worden sind, schon mehr als Einmahl gesagt, und vielleicht schon so abgenutzt worden wäre, daß sie zu weiterm Gebrauch nicht mehr tauglich ist.

Eine Mischung von Wahrheit ist freylich immer in dergleichen Deklamationen; aber was nützen schielende Wahrheiten?

Die Natur zur Führerin nehmen! Nichts ist leichter gesagt. — Aber wie denn, wenn ein Volk sich durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in einer immer fortlaufenden Linie — von der Natur entfernt hat?

Das Beste ist, daß dieses Volk, so gut als ein Komet der sich einmahl von seiner Sonne verlaufen hat, (wofern ihm nicht unterwegs ein außerordentliches Unglück zustößt) unfehlbar einmahl wieder zu ihr zurück kommen wird.

~~Aber~~, wird es nicht wenigstens eben so viele Jahrhunderte zum Rückweg nöthig haben?

Vermuthlich! — Und diese Wiederkehr zu befördern, sie zu beschleunigen, und neue Ausschweifungen zu verhindern, dazu werden wohl ganz andre moralische Kräfte als frostige oder warme Deklamationen erfordert werden.

ÜBRIGENS können wir nicht unbemerkt lassen, daß, ungeachtet Moore unsers Wissens ein sehr ehrlicher Mann, ein Mann von sehr gesunder Vernunft, und (was hier allerdings in Betrachtung kommt) weder Philosoph noch Dichter, und also von allen diesen Seiten ein sehr glaubwürdiger Mann ist, — dennoch seine Nachrichten von den Foleys noch lange nicht so vollständig und befriedigend sind, als sie seyn sollten, um ein richtiges Urtheil von diesem Völkchen festsetzen zu können. Eine ungeschmückte Einfalt empfiehlt und beglaubigt seine Erzählung beym ersten Lesen; aber beym zweyten hat man so viele Fragen zu thun, und erhält so wenig Antworten auf diese Fragen, daß man am Ende nicht halb so zufrieden mit ihm bleibt, als man es Anfangs war.

Dies ist der Fall der allermeisten von

diesen großen Wandersmännern. Man sieht es ihren Nachrichten und Erzählungen nur gar zu sehr an, daß sie an nichts weniger gedacht haben, als daß sie zu einem andern Gebrauch, als zur Zeitkürzung ihrer Leser, oder höchstens zu handelschaftlichen Aussichten, würden angewendet werden.

Hier wäre gleich der Fall, wo es sehr gut seyn würde, wenn man mit seinen eigenen Augen sehen könnte. Das Wunderbare gewinnt selten bey einer genau prüfenden Beobachtung.

Gesetzt aber auch, wir fänden die Foleys in allen Stücken so, wie sie uns Moore schildert, so würde es doch dabey bleiben, daß dieses Völkchen vor den meisten übrigen Völkern nichts voraus hat, was es nicht vielmehr einem glücklichen Zufall als seiner Klugheit und Tugend zu danken hätte.

Gastfreyheit und Leutseligkeit gegen Fremde und Nothleidende sind auf dem ganzen Erdboden Züge, welche diejenige Klasse von Menschen bezeichnen,

die von Viehzucht und Ackerbau in einigem Grade von Wohlstand leben.

Eben dieß gilt überhaupt von der Unschuld der Sitten, welche man uns von den Foleys anpreist. Diese ist allenthalben, wo Unterdrückung und Elend die Menschheit nicht zu einem Zustande, gegen den der viehische beneidenswertig ist, herabgewürdigt hat, — verhältnißweise auf dem Lande viel größer als in den Städten.

Moore giebt zu verstehen, daß es auch unter seinen Foleys Leute giebt, welche zuweilen Böses thun. Freylich in geringer Anzahl; — weil es in einer kleinen Gesellschaft nicht so viel böse Leute geben kann als in einer großen; und weil eine Menge Laster, welche in der letztern, unter gewissen Umständen, nicht gänzlich ausgerottet werden können oder wohl gar geduldet werden müssen, in jener nicht einmahl moralisch möglich sind.

Im übrigen ist es sehr glücklich für die guten Foleys, daß sie ringsum von schwa-

chen, tragen und wenig unternehmenden Völkern umgeben sind, die überdies mehr dabey zu gewinnen haben, wenn sie ihnen eine Art von Freyheit lassen, als wenn sie versuchen wollten sie zu Sklaven zu machen. Sollte das letztere einmal irgend einem Könige im Negerlande einfallen, so würde ein so kleines Volk unfehlbar entweder auf einmal unterdrückt, oder durch seinen Widerstand selbst nach und nach aufgerieben werden. Ihre Sicherheit ist also bloß zufällig; und was ist Glückseligkeit ohne Sicherheit?—In diesem Augenblicke vielleicht, da wir von ihnen reden, sind sie nicht mehr!

Es war eine Zeit, da alle Völker des Erdbodens den Hauptzügen nach solche Foleys waren; da sie, in unzählbare kleine Horden abgesondert, von Jagd, Viehzucht, und einer Art von Feldbau lebten, der, nach Beschaffenheit des Landes, engere oder weitere Grenzen hatte.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich das menschliche Geschlecht nicht lange in einem solchen Zustande befinden kann. Tausend unvermeidliche Zufälle machen diese kleinen Gesellschaften nach und nach in große zusammen fließen; Zufälle, welche zu tief in der Natur des Menschen und der Dinge die ihn umgeben gewurzelt sind, als daß man zweifeln dürfte, daß, wofern durch eine abermahlige allgemeine Zerstörung alle Erdbewohner bis auf eine einzige Familie zusammen schmelzen würden, die Nachkommenschaft dieser Stifter

einer neuen Welt mit der Zeit nicht eben diese Zufälle erfahren, und daß diese Zufälle nicht eben solche Veränderungen veranlassen sollten, als diejenigen, die mit den Abkömmlingen Sems, Chams und Jafets vorgegangen sind.

Ein kleines Volk von so einfältiger Lebensart und von so unschuldigen Sitten als die Foleys sind, oder die Negern des Priesters Abulfauaris vor seiner Ankunft bey ihnen waren, ist unstreitig glücklich, und (wenn wir die Vortheile, die es nicht genießt, aber auch nicht vermißt, an der ungeheuern Summe der Übel, die es nicht leidet, die es nicht einmahl kennt, und also auch nicht fürchtet, abrechnen) glücklicher als irgend eine große Nation, in dem Stande worin sich die Sachen dermahlen noch befinden, es seyn kann.

„Das ganze menschliche Geschlecht würde also glücklicher seyn als es jetzt ist, wenn es in lauter solche kleine Völkerschaften abgesondert wäre“, — Ja! aber diese allgemeine Glückseligkeit würde ein Augenblick seyn.

Immer mag sie also einer poetischen Fantasie Stoff zu reizenden Gemälden von einfältig schöner Natur und Arkadischen Sitten darbieten: der Punkt kann sie nicht seyn, bey welchem wir, nach den Absichten der Natur, stehen bleiben sollen.

Eine vollkommnere Art von allgemeiner Glückseligkeit ist uns zuge- dacht. Noch sind zwar die Erdebewohner von diesem letzten Ziel ihrer Bestimmung hienieden nur allzu weit entfernt; aber alle Veränderungen, welche wir bisher durchlaufen haben, haben uns demselben näher gebracht; alle Triebräder der moralischen Welt arbeiten diesem groſsen Zweck entgegen; und so bewundernswürdig hat der Urheber der Natur sie zusammen gestimmt, daß ihre anscheinenden Abweichungen und Unordnungen selbst im Ganzen zu Beförderungsmitteln desselben werden müssen.

Äußerste Verfeinerung der schönen Künste, des Geschmacks und der Lebensart sind zugleich eine Folge und eine Ursache der äußersten Üppigkeit und Ausgelas-

senheit der Sitten. Diese untergraben einen Staat so lange bis er endlich zusammen stürzt. Aber wenn sich dieß in einem Theile des Erdbodens und in einem Zeitpunkt ereignet, wo zugleich der ganze Inbegriff der aufklärenden und nützlichen Wissenschaften und Künste mit nicht wenigem Eifer angebaut worden ist: so wird der eingesunkene Staat in kurzem neu belebt und in einer ungleich besseren Gestalt und Verfassung sich aus seinen Ruinen wieder empor heben, und, durch seine Erfahrung weise, die schwere Kunst geltend machen, die Privatglückseligkeit mit der öffentlichen dauerhaft zu vereinigen. Eine Erscheinung, von welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, manche die dieses lesen, noch Augenzeugen werden dürften 7)!

7) Dieß wurde vor fünf und zwanzig Jahren geschrieben. Der Anfang zu Erfüllung dieser damahls aus einer Art von Ahnung niedergeschriebenen Worte ist seit 1789 in Frankreich gemacht worden. Gebe der Himmel, daß wir auch das glückliche Ende derselben erleben!

DER Stand der Wilden ist die wahre Jugend der Welt, sagt Rousseau, und alle weitere Progressen sind zwar, dem Anschein nach, eben so viele Schritte zur Vollkommenheit des einzelnen Menschen, in der That aber zur Abnahme, Verunstaltung und Ausmergelung der Gattung gewesen.

Gerade das Widerspiel, guter *Jean-Jaques*! Die Vereinigung der Menschen in große Gesellschaften ist in vielen Stücken dem einzelnen Menschen nachtheilig, befördert hingegen offenbar die Vollkommenheit der Gattung.

Der policierte Mensch ist nicht so stark, nicht so gesund, nicht so behende, nicht so herzhaft, nicht so frey, nicht so zufrieden mit seinem Zustande als der Wilde. — Diefs ist von dem

größten Theile der einzelnen Personen in dem einen und in dem andern Stande wahr; Rousseau selbst hat es so gut bewisen, als man es nur verlangen kann.

Aber der policierte Mensch weiß sich aller seiner Kräfte unendliche Mahl besser zu bedienen, ist unendliche Mahl geschickter seinen Wohlstand dauerhaft zu machen, weiß sich unendliche Mahl mehr Vergnügungen zu verschaffen, eröffnet sich tausend neue Quellen von Glückseligkeit die dem Wilden ganz unbekannt sind, ist unendliche Mahl mehr Herr über die Natur, u. s. w. — Alles dieß ist von den meisten Einzelnen mehr oder weniger falsch, und von der ganzen Gattung wahr.

Rousseau hat also eine unrichtige Bemerkung gemacht; und wenn etwas dabey zu verwundern ist, so ist es, wie er sie hinschreiben konnte, ohne zu merken, wie wenig sie die Probe hält.

Nimmermehr wird unter Wilden, oder unter irgend einem kleinen Volke, das

dem ursprünglichen Stande noch nahe ist, ein Palladio, ein Rafael, ein Erasmus, ein Bacon, ein Galilei, ein Locke, ein Shaftesbury, ein Montesquieu, ein Newton, ein Leibnitz gebildet werden. — Und wer kann so unwissend, oder so unbillig seyn, die großen Vortheile zu mißkennen, welche sich nur allein von zehn solchen Männern unvermerkt über ganze Nationen ausbreiten, und mit der Zeit über die ganze Gegend ausbreiten werden?

Bedürfnisse und Talente vermehren und verfeinern sich in großen oder wenigstens emporstrebenden Gesellschaften, durch eine wechselseitige Wirkung in einander, ins unendliche. Die Liebe zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen, die Begierde sich in Achtung zu setzen und Einfluß zu haben, — um der Vortheile zu genießen die damit verbunden sind — (denn welcher unter uns bekümmert sich um die Achtung der Japaner?) nöthigt Hunderttausende zu einer Anstrengung ihrer Kräfte, die dem Ganzen nützlich wird; und so wird durch den feinsten Mechanismus der Natur die Trägheit

selbst, deren Gewicht den Wilden zu den Thieren herab zieht, in der bürgerlichen Gesellschaft zu einer Quelle wetteifernder Thätigkeit.

Ohne Vereinigung kleiner Gesellschaften in große, ohne Geselligkeit der Staaten und Nationen unter einander, ohne die unzähligen Kollisionen der mannigfaltigen Interessen aller dieser größern und kleinern Systeme der Menschen, würden die edelsten Fähigkeiten unsrer Natur ewig im Keim eingewickelt schlummern.

Ohne sie würde die Vernunft des Menschen nie zur Reife gelangen, sein Geschmack immer roh, seine Empfindung immer thierisch bleiben. Mit gedankenlosen Augen würde er ewig den gestirnten Himmel anschauen, ohne sich träumen zu lassen, daß er fähig sey die Bewegungen dieses unermesslichen Uhrwerks zu berechnen. Seine Stimme würde niemahls ein Mittel geworden seyn, seinen geistigsten Gedanken einen Leib zu geben, und die leisesten Regungen seines Herzens andern verständlich zu machen. Tausend

bewundernswürdige Künste würden, in seinem Gehirne begraben, von seinem plumpen Witz nicht entdeckt worden, und seiner ungeübten Hand unmöglich geblieben seyn. Die Musen würden seinen Geist nicht verändert, die Grazien seine Freuden nicht veredelt, die Wissenschaften ihn nicht auf den Weg geleitet haben, sich die ganze Natur zu unterwerfen. Welche Vortheile für die Gattung! Wie ist es möglich sie zu mißkennen?

Und wie wenig kommen dagegen die zufälligen Übel, welche mit dem gesellschaftlichen Stande verbunden sind, in Betrachtung, wenn wir erwägen, daß eben in jenen wohlthätigen Ursachen auch die bewährtesten Mittel gegen diese liegen; daß, vermöge der Natur der Dinge, so wie jene steigen, diese abnehmen, und jeder Schritt, den wir zur Vervollkommnung der Gattung thun, eine Quelle von physischen oder sittlichen Übeln stopft, welche der allgemeinen Glückseligkeit hinderlich waren!

Es ist wahr, alles, was, von dem Her-
mes der Ägypter an, durch die weise-
sten und wirksamsten Geister, durch die
Heroen, durch die Gesetzgeber,
durch die Erfinder, durch alle Arten
von Genien, durch alle Arten von Trieb-
federn der moralischen Welt, zum all-
gemeinen Besten der Gattung
bisher gewirkt worden ist, besteht nur in
Bruchstücken, in Materialien,
welche zum Theil noch roh, zum Theil
mehr oder weniger bearbeitet da liegen.

Aber es ist eben so wahr, daß diese
Materialien nur auf die Vereinigung gün-
stiger Zufälle mit der zusammen ge-
stimmten Thätigkeit großer Seelen
warten, um zu dem einzigen Werke, was
würdig ist jede fühlende und denkende
Seele zu begeistern, zu einem allge-
meinen Tempel der Glückselig-

keit des menschlichen Geschlechts aufgeführt zu werden.

Religion, Wissenschaften, und ihr, liebenswürdige Künste der Müssen!—ihr habt in der Kindheit der Welt die rohen, verwilderten Menschen gezähmt, in Städte vereinigt, Gesetzen unterwürfig gemacht, und mit der edeln Liebe eines gemeinschaftlichen Vaterlandes beseelt!—Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, das grofse Werk zur Vollendung zu bringen, und aus allen Völkern des Erdbodens,—dieses Sonnenstaubs in dem grenzenlosen All der Schöpfung — Ein Brüdergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Nahmen, keine Wortstreite, keine Hirngespinnste, kein kindisches Gebalge um einen Apfel, keine kleinfügige Absichten und verächtliche Privatleidenschaften, wider einander empört,—sondern von dem seligen Gefühl der Humanität durchwärmt, und von der innigen Überzeugung, dafs die Erde Raum genug hat alle ihre Kinder neben einander zu versorgen, durchdrungen, einan-

der alles Gute willig mittheilen, was Natur und Kunst, Genie und Fleiß, Erfahrung und Vernunft, seit so vielen Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden, wie in ein allgemeines Magazin, aufgehäuft haben. Eurer freundschaftlich vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, dieses glorreiche Werk zu Stande zu bringen, sage ich. Denn, getheilt, oder durch unselige Vorurtheile entzweyt, und mit euch selbst im Streite, werdet ihr nimmermehr, nimmermehr das wahre Ziel eurer Bestimmung erreichen! Gethielt werdet ihr ewig, wider eure Absicht, Böses stiften; vereinigt werdet ihr alle Menschen glücklich machen!

Schwärme ich?—Es sollte mir leid seyn, wenn nur Einer von denen, welche vorzüglich dazu berufen sind auf ein so edles Ziel zu arbeiten, denken könnte, daß der einzige allgemeine Endzweck der Natur, der sich denken läßt wenn überall ein Plan und eine Absicht in ihren Werken ist, eine Schimäre sey.

Ist es eine Schimäre — nun so wissen

wir, was wir von dieser sublunarisches Welt zu denken haben.

So macht Alles zusammen genommen eine so schale, so bürleske, so sinn- und zwecklose tragi-komische Pastoral-Farce aus, daß man alle Harlekins, Mezzetins und Bernardons der Welt gestrost aufbieten kann, eine schalere zu erfinden! So sind alle Narren weise Leute, und die Sokrates und Aristoteles, die Epaminondas und Timoleon, von jeher die einzigen Narren in der Welt gewesen! — —

Welches der Himmel verhüten wolle!

115

12

ÜBER DIE

VORGEBLICHE ABNAHME

DES

MENSCHLICHEN GESCHLECHTS.

1 7 7 7.

VORGERICHTE ABNAHME
ÜBER DIE

RECHTLICHEN GESCHLECHTS

1777

1.

JEDES gebildete Volk hat seine fabelhafte und heroische Zeit gehabt, aus welcher seine spätern Dichter den Stoff zu wundervollen Gesängen, Erzählungen und Schauspielen hergenommen haben; eine Zeit von Halbgöttern, Riesen und Helden, gegen welche wir armen Wichtchen der historischen Zeit eine so demüthige Figur machen, daß wir (um so bald als möglich aus der Verlegenheit zu kommen) uns nicht besser zu helfen wissen, als die ganze Geschichte dieser Wundermenschen für M ä h r c h e n zu erklären.

Gleichwohl finden sich auf der andern Seite starke Gründe, zu glauben, daß diese Heroen jeder Nation einmahl wirklich da waren, wirklich grofse Menschen waren, und Dinge thaten, die wir — weil sie über unsre Kräfte gehen —

Wieland 27. B.

erstaunlich finden, wiewohl sie ihnen selbst sehr natürlich vorkamen; ja, daß sie in der That noch weit größer, als wohl die meisten spätern Dichter und Romanenschreiber in ihrem höchsten Tausel sich einbilden konnten,—und mit allem dem doch—weder Götter noch Halbgötter, sondern bloße Menschen waren, wie wir zu ihrer Zeit und in ihren Umständen ohne Zweifel auch gewesen wären.

Das ganze Geheimniß liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.

Wo die Natur noch frey und ungestört wirken kann, da macht sie keine andre als solche: und wenn für jedes policierte und verfeinerte Volk einmahl eine Zeit gewesen ist, wo es auch unpoliciert und unverfeinert war; so steigt die Geschichte eines jeden solchen Volkes (seine ältesten Urkunden mögen verloren gegangen seyn oder nicht) bis zu einem Zeitalter hinauf, wo es aus einer Art Menschen bestand, deren Existenz nach einer langen

Reihe von Jahrhunderten endlich fabelhaft scheinen muß.

Ein frey stehender Mensch kann sich ausdehnen und wachsen, kann zu dem Grade von Gröſſe, Stärke und Tauglichkeit gelangen, wenn er die Anlage auf die Welt gebracht hat. Damit dieses wirklich geschehe, müssen freylich mancherley äußere Ursachen mitwirken. Er muß, zum Beyspiel, weder an dem, was zur Unterhaltung und Entwicklung seiner Kräfte nöthig ist, Mangel leiden, noch muß es ihm gar zu leicht werden, sich diese Nothwendigkeiten zu verschaffen.

Der armselige Zustand der Bewohner von Feuerland, der ewige Druck gegenwärtiger Noth ohne Hoffnung es jemahls besser zu haben, ist dem Wachsthum des Menschen zu seiner natürlichen Vollkommenheit eben so nachtheilig und noch mehr, als das allzu freygebige wolüstige Klima von O-Tahiti, das seine Einwohner in ewiger Kindheit erhält, oder als die üppige Lebensart einer großen Königsstadt.

Der Mensch, der alles seyn soll wozu ihn die Natur machen wollte, muß alles erdulden können was ihm Natur und Nothwendigkeit auflegen: aber sein gewöhnlicher Zustand muß überhaupt glücklich, und sein Gefühl für die Freuden des Lebens und das Vergnügen da zu seyn, muß offen und unabgestumpft seyn. Sein Nacken muß sich nie unter die Willkühr eines andern gebeugt haben: er muß immer unter seinen gleichen, das ist unter Menschen, die nichts sind als was er auch ist oder werden kann, gelebt haben; aber auch mit bessern als er ist, damit der Vorzug, den diesen ihre größere Tauglichkeit giebt, ihn immer zur Nacheiferung und zum Wettstreit auffordere.

Alles dieß setzt eine Epoche der Nationalverfassung voraus, wo die Sicherheit mehr das Werk unsrer eignen Stärke und persönlicher Verbindungen als der Gesetze ist; wo Fürsten und Könige nur die ersten unter ihren Pairs sind; wo jeder gilt was er werth ist, jeder wagt was er sich auszuführen getraut, jeder so gut oder böse seyn darf

als ihn gelüftet; wo das Leben eines Mannes das Leben eines Kämpfers ist, eine fortgehende Kette von Abenteuern, ein ewiges Drama, gedrängt voll von Handlung und Zufällen und Wagestücken, voll wider einander rennender oder sich mit großer Gewalt an einander reibender Leidenschaften; wo der Knoten meistens mit dem Schwert aufgelöst, und die Katastrophe immer die Wurzel neuer Verwirrungen wird.

Eine solche Epoche findet sich in den ältesten Jahrbüchern jeder policierten Nation; und könnten wir heutigen Europäer, oder vielmehr unsre Abkömmlinge, (wie es denn gar nichts unmögliches ist) vor lauter grenzenloser Verfeinerung und Philosophie und Geschmack, und Verachtung der Vorurtheile unsrer Großmütter, und Weichlichkeit, und Übermuth und Narrheit, es endlich wieder so weit bringen, in Wäldern (wenn es anders bis dahin noch Wälder giebt) einzeln und gewandlos auf allen Vieren herum zu kriechen und Eicheln zu fressen; so wird dann auch, über lang oder kurz, die Zeit wieder kommen, wo

die Nachkommen dieser neuen Europäi-
schen Wilden gerade wieder die freyen,
wackern, kühnen, biederherzigen Leute
seyn werden, deren Sitten und Lebensart
Tacitus — seinen nervenlosen Römern
zum Verdruss, und zur Demüthigung ih-
rer kleinen flattrigen, gaukelnden, nied-
lichen Puppenseelchen — in einem so präch-
tigen Gemähde darstellte.

In einer solchen Zeit, unter einem sol-
chen Volke ungeschliffner, aber freyer,
edler, starker, gefühl- und muthvoller
Menschenkinder, müssen freylich die
stärksten, die edelsten, mit Einem Wor-
te, die Besten, gar herrliche Menschen
seyn. Ganz natürlich, daß das An-
denken dessen was sie waren und thaten
sich Jahrhunderte lang unter ihrem Volke
lebendig erhält; daß der Großvater mit
verjüngender Wärme seinen horchenden
Enkeln Geschichten davon erzählt; daß
diese Geschichten in Gesängen und Lie-
dern von einem Geschlechte zum andern
übergehen; und daß man desto mehr da-
von singt und sagt, je weiter sich die
Nazion von jenem Helden - Alter ent-
fernt, je näher sie dem Zeitlaufe der Po-

licierung und Verfeinerung kommt, und je weiter sie darin fortschreitet. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommen muß, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem ehemahligen Daseyn zu zweifeln anfängt, und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben desswegen diese Vorstellungen unwahr, übertrieben und romanhaft, kurz, daß aus den wahren großen Menschen der Vorwelt—fabelhafte Götter und Göttersöhne, Riesen und Recken, Amadise und Rolande werden.

ALLEIN diese Zeit kommt nicht auf einmahl; die Ausartung kann nicht anders erfolgen als stufenweise. Die nächsten zwey oder drey Menschenalter auf jene Heroen müssen natürlich, in Vergleichung mit viel spätern noch weit mehr ausgearteten Nachkömmlingen, noch sehr große Menschen hervorbringen. Aber wer in solchen Zeiten etliche Generationen überlebt hat, muß den Unterschied schon merklich finden.

Die Ritter der Tafelrunde des Königs Artus waren gewaltige Männer in Ritterschaft, hatten noch viel von dem hohen Muthe, ja selbst noch einen Überrest von der Treue und Biederherzigkeit ihrer Vorfahren. Aber was für eine Figur machen sie mit allem dem gegen den alten Branor, der in einem Alter von mehr als hundert Jahren noch Stärke ge-

nug hatte, sie alle aus dem Sattel zu werfen! Und wie noch armseliger stehen sie vor ihm da, nachdem er ihnen an seinem Freunde, Geron dem Adelichen, ein Muster von Treue und Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit vor die Stirne gestellt hat, dessen Anblick und stille Vergleichung mit sich selbst (die er, wie billig, ihrem eigenen Gewissen überläßt) ihnen das beschämendste Gefühl, wie klein sie gegen ihn sind, geben muß!

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den Helden und Menschen, die uns Homer in seiner Ilias und Odyssee schildert. Was für Männer gegen die spätern, durch ihre geschwätzige Philosophie, schönen Künste, Handelschaft und Reichthümer verfeinerten Griechen! Keiner, bis auf den göttlichen Schweinhirten Eumäus, den der Dichter nicht durch dieß hohe Beywort (der göttliche) über die Menschen vom gemeinen Schlage seiner Zeit erheben mußte, um ihm sein Recht anzuthun.

Aber wie mit ganz andern Augen sieht die Helden der Ilias der alte Nes-

tor an, dem seine hohen Jahre das Recht geben, einem Agamemnon und Achilles und Diomedes und Ajax ins Gesicht zu sagen: „Ich habe mit andern und bessern Männern gelebt als ihr seyd—Nein, solche Männer habe ich nie wieder gesehen, und werde keine solche wieder sehen, wie Peirithoos und Dryas, der Hirt der Völker, und Käneus und Exadios, und der göttliche Polyfemos, und Theseus der Ägeide, der wie der Unsterblichen einer war”.—

Man sieht, Homer und Nestor hatten schon einen sehr verschiedenen Maassstab. Die Männer, die Homer göttlich nennt, sind in Nestors Augen, gegen jene, die Er dieses Beynahmens würdig hält, nur gewöhnliche Menschen. Und ganz natürlich, da sie zu den Helden des Jahrhunderts vor dem Trojanischen Kriege sich ungefähr eben so verhielten, wie die Griechen zu Homers Zeiten gegen die Zerstörer von Troja.

Dieser selbst so grosse Mann hatte in einem Zeitpunkt, der in unsern Augen noch heroisch genug ist, schon ein starkes

Gefühl von der Abnahme der Menschheit in seinen Tagen. Diomedes hebt (im fünften Buche der Ilias) einen Stein auf, und schleudert ihn unter die Feinde, der so schwer war, (sagt Homer), „daß ihn zwey Männer, wie die Menschen jetzt sind, nicht tragen könnten“.

Virgil — der ungefähr neun Jahrhunderte nach Homer lebte, in einer Zeit, da die Üppigkeit und die Ausartung in Rom der höchsten Stufe schon nahe waren — fühlte die Menschen seiner Zeit gegen die Helden der Trojanischen so klein und schwach, daß er, um im gehörigen Verhältnisse zu bleiben, aus Homers zweyen zwölf solcher Männerchen, wie man sie im goldnen Jahrhundert Augusts sah, machen mußte. Freylich mag er wohl daran zu viel gethan haben, da hier bloß von der körperlichen Kraft eine gewisse Last aufzuheben die Rede ist: aber wenn seine Absicht war, das Verhältniß jener Helden gegen die gewöhnlichen Menschen seiner Zeit überhaupt, oder nach der ganzen Summe der Naturkräfte, so weit sie in einem Menschen gehen können, anzudeuten; so

möchte sich wohl behaupten lassen, daß er nicht zu viel gesagt habe; und daß zum Beyspiel ein Mann wie Diomedes, nackend und ohne Waffen, gegen zwölf junge Herren vom Hofe August ebenfalls *in Naturalibus*, kämpfend, die artigen Herren mit eben so weniger Mühe nach einander ins Gras hingestreckt hätte, als es ihm leicht war den Stein aufzuheben und fortzuschleudern, den keiner von ihnen nur von der Stelle hätte rücken können.

3.

MAN erlaube mir hier eine kleine Abschweifung, die uns nicht weit von der Hauptsache führen soll.

In den Zeiten der Entnervung der Menschheit durch Üppigkeit und alle übrigen Folgen des Reichthums und der höchsten Verfeinerung oder Überspannung¹⁾, ist es weniger die körperliche Schwäche als die Abwürdigung und Entkräftung der Seelen, die Stumpfheit ihres innern Sinnes für das wahre Große, was sie gegen die herrlichen Naturmenschen der Vorwelt so klein erscheinen

1) Dieß letzte war eigentlich der Fall der Römer; aber die Folgen von beiden sind am Ende ziemlich ähnlich; nur daß Erschlaffung aus Überspannung bey weitem ein schlimmerer Zustand ist als Schwäche aus Verfeinerung.

macht. Wie sollten sie das Vermögen haben zu thun was diese vermochten, da sie nicht einmahl fähig sind das Große in den edelsten Gesinnungen oder Handlungen derselben zu fühlen?

Plutarch hat uns in seinem Leben des Pompejus ein sehr auffallendes Beyspiel hiervon aufbehalten, das einen Zug von Achills Betragen in der großen entscheidenden Scene der Ilias betrifft. Um meine Leser darüber selbst urtheilen zu lassen, muß ich diese Scene mit zwey Worten in ihr Gedächtniß zusück rufen. Die Trojer alle haben sich vor der Wuth des Achilles hinter die Mauern ihrer Stadt geflüchtet; die Thore sind verschlossen; nur der einzige Hektor ist ausser den Mauern zurück geblieben, entschlossen zu sterben oder dem Zerstörer seines Volkes das Leben zu nehmen; das Griechische Heer steht in einiger Entfernung gegen über, und die Götter schauen schweigend vom Olymp herab. Hektor, unerbittlich dem Flehen seines Vaters und seiner Mutter, steht und erwartet den kommenden Feind. Aber indem Achilles, „dem Gott der Schlachten gleich,

in seinem Harnisch, der wie lodernd Feuer oder wie eine Morgensonne Strahlen wirft, den furchtbaren Speer in seiner Rechten schwingend, auf ihn zugeht", — überfällt ein ungewohntes Entsetzen Hektorn; ihm entsinkt der Muth, der ihn zur letzten Hoffnung seines unglückseligen Volkes und Hauses machte; er kann den Anblick des Stärkern, der über ihn gekommen ist, nicht ertragen, er flieht. Drey Mahl jagt ihn Achilles rund um die Mauern von Troja, und so oft der verstürzte Hektor, Hülfe von den Seinigen zu erhalten, sich innerhalb eines Pfeilschusses den Thürmen nähern will, treibt ihn jener wieder ins offne Feld gegen die Stirne des Griechischen Heeres zurück — winkt aber zugleich den Seinigen mit dem Kopfe und wehrt ihnen, mit Pfeilen nach Hektorn zu schießen, „damit nicht ein andrer ihm den Ruhm wegnähme, Hektorn erlegt zu haben; und Er nur der Zweyte wäre".

Wer die Ilias auch nur mit dem mäßigsten Antheile von Menschensinn gelesen hat, muß fühlen, daß Achilles nicht

Achilles hätte seyn müssen, wenn es ihm in diesem glorreichen entscheidenden Augenblicke hätte gleichgültig seyn sollen, ob die Seele seines Freundes Patroklos und aller übrigen Griechen, welche Hektor zum Orkus gesendet hatte, durch ihn oder einen andern gerochen würde, und Troja durch seine oder eines andern Hand fele. Gleichwohl (spricht Plutarch) fanden sich Leute²⁾, die in diesem Gefühl und Betragen des Achilles etwas unendlich kleines fanden. „Achilles, sagten sie, thut hier nicht die That eines Mannes, sondern eines thörichten nach Ruhm schnappenden Knaben“. Die feinen Moralisten! Nach dem hohen Ideal dieser Schulmeister hätte es Achillen gleich viel seyn sollen, wer Hektorn erlegte, Er oder Thersites, wenn die That nur

2) Er sagt uns nicht, wer sie waren; die Rede ist aber von denen, die den Pompejus wegen eines gewissen wirklich unedlen Verfahrens in dem Kriege mit den Seeräubern tadelten. Wahrscheinlich waren es nicht weise Römer, wie Dacier meint, sondern *Graeculi*, Moralisten von Profession, von den scarfsichtigen Herren, die den Wald vor den Bäumen nicht sehen können.

gethan würde; denn „dem Weisen ist's ja nie um sich, sondern immer nur um die Sache selbst zu thun“! — O die *Graeculi*, die *Graeculi*! Wie sehr Achill zu beklagen ist, daß er kein Stoiker war! daß er zu früh in die Welt kam, um bey einem Chryssippus oder Posidonius in die Schule zu gehn, und zu lernen, was für eine kindische Sache es um die Leidenschaften ist! — Freylich, in den wilden Zeiten, worin er das Unglück hatte geboren zu werden, wußten die Leute noch wenig von guter Lebensart. Da zankten Könige und Feldmarschälle sich noch im bittersten Ernst um — eine hübsche Dirne, geriethen um so einer Kleinigkeit willen in solche Wuth, daß sie, mit Hintansetzung aller Wohlständigkeit, einander schimpften wie die Karrenschieber. — Da setzte sich der göttliche Achill ans Ufer hin und weinte wie ein kleines Mädchen, daß ihm Agamemnon seine Puppe genommen, oder (was in den Augen eines stoischen Schulmeisters auf Eines hinaus lief) daß ihm die Griechen seinen verdienten Antheil an der Beute, an deren Gewinnung er sein Leben gesetzt, wieder weggenommen

und ihn dadurch beschimpft hatten, u. s. w. Welche Thorheiten! welche Kindereyen! Und der einfältige Homer, der selbst Kind genug war aus solchen Kindern seine Helden zu machen, liefs sich so wenig davon träumen, wie irgend eine grofse Natur ohne Leidenschaft seyn könnte, dafs er auch sogar seine Götter mit eben so läppischen Leidenschaften begabte — wofür ihm denn auch Plato, Cicero und so viel andere grofse Männer, (die zwar weder Iliaden gethan noch Iliaden gedichtet haben) nach Verdienen den Text gelesen haben! — Doch freylich, was können am Ende Homer und seine Helden dafür? Sie trugen die Last ihrer Zeiten, wo die Menschen noch waren wie sie die blofse Natur macht — wie sie in dem groben ungeschliffnen Zustand eines Volkes, das noch Nerven hat, seyn können. Ach! die Nerven! die Nerven! die sind immer (wie Herr Pinto weislich bemerkt hat) an allem Übel schuld! Man kann daher nicht genug eilen, sie ihrer unbändigen, so viel Unheil in der Welt stiftenden Schnellkraft zu berauben! Denn, haben wir nur diese erst einmahl weggeschwelgt oder wegphilosofiert oder

weggetändelt, oder auf welche Art es sey
 auſſer Aktivität geſetzt: dann räckeln wir
 uns hin, und, weil wir keine Nerven
 mehr haben um zu lieben oder zu haſſen,
 vernunften oder faſeln wir über die
 Herrlichkeit der Weſen ohne Sinne
 und Leidenschaften; — und, weil
 wir keine Nerven mehr haben etwas zu
 unternehmen und auszuführen, beweisen
 wir, daß der Weiſe weder Hand noch
 Fuß regen, ſondern bloß zuſchauen
 müſſe; und, weil wir ohne Nerven ſind,
 und in dem Staate, worin wir zu leben
 die Ehre haben, auch keine nöthig haben,
 ſondern Drahtpuppen, *nervis alienis mo-
 bilia ligna* ſind, ſchwingen wir uns über
 die parteyiſchen kleinfügigen Bürgertu-
 genden hinweg, und — ſchwatzen von
 allgemeiner Weltbürgerschaft.
 — Kurz, je mehr wir durch die Abſchä-
 lungen und Abſtreifungen, die man mit
 uns vorgenommen, verloren haben, je
 ſpitzfindiger werden wir, uns zu bewei-
 ſen: daß ein Menſch deſto vollkomm-
 ner ſey, je abgeſtreifter er iſt, das
 iſt, je weniger er zu verlieren hat;
 ſo daß einer erſt dann ganz vollkommen
 wäre, wenn er gar nichts mehr zu verlie-

ren hätte, das ist, wenn er gar nichts mehr wäre; — welches bekannter Maßen das höchste Gut gewisser Fakirn und Schüler des Fohi in Indien und allerdings *ultima linea rerum*, die unterste Stufe der Abnahme des menschlichen Geschlechts ist, der wir, leider! zwar immer näher und näher kommen, sie selbst aber doch vermuthlich niemahls völlig erreichen werden.

4.

IN dem Kreise, worin uns die Natur ewig herum zu drehen scheint, lassen sich gleichsam zwey Pole angeben, wovon der eine den höchsten Punkt der natürlichen Gesundheit, Gröfse und Stärke des Menschen, und der andre den tiefsten Punkt der Kleinheit, Schwäche, Erschlaffung und Verderbnifs bezeichnet. Jedes Volk in der Welt (dünkt mich) ist dazu gekommen, oder wird dazu kommen, sich erst auf dem einen und endlich auf dem andern dieser Punkte zu befinden.

Und wo suchen wir nun den ersten dieser Zeitpunkte, den Zenith der natürlichen Vollkommenheit des Menschen? — Wahrlich nicht in den gepriesenen goldnen Altern der Philosophie und des Geschmacks, nicht in den Jahrhunderten Alexanders, Augusts,

Leo's X. und Ludwigs XIV. Das kann wohl niemanden mehr einfallen, der diese goldnen Zeiten ein wenig genauer angesehen, und nur einen Begriff davon hat, was Mensch ist und seyn kann. Auszierung, Einfassung, Schminke und Flitterstaat machen es nicht aus; etliche gute Mahler, Bildhauer, Poeten und Kupferstecher wahrlich auch nicht! Man zeige mir in einem von diesen Jahrhunderten den Mann, der sich vor Karl'n dem Grossen, dem Sohn eines barbarischen Zeitalters, (wie wirs, den Griechen nachplappernd, zu nennen pflegen) nicht zur Erde bücken müsse! Man messe (alle Umstände gegen einander gleich gewogen) die Alcibiaden, Alexander, Cäsar'n, (für die ich meines Orts übrigens allen Respekt habe) und neben Ihm werden sie kleiner scheinen; wie Lancelot vom See und seine Genossen neben dem alten Branor, der eines ganzen Hauptes länger war als sie alle, — wie die alte Geschichte sagt.

Ich vergesse nicht, daß es unbillig wäre, Karl'n die Tugenden seiner Zeit, und jenen Griechen und Römern die Un-

tugenden der ihrigen ohne Abzug anzurechnen. Aber es ist auch hier nicht vom persönlichen Vorzuge dieser großen Menschen, (wiewohl ich glaube, daß Karl auch von dieser Seite der gewinnende Theil seyn würde) sondern von dem Vorzuge der Zeiten die Rede—und gewiß gebührt er derjenigen, wo man der künstlichen Ausbildung und Aufstutzung eben darum nicht bedarf, weil die Natur noch alles thut.

Ich weiß ungefähr, was sich zum Vortheil der Verfeinerung in Sitten und Lebensart, die wir den großen Monarchien und Hauptstädten, dem Luxus, der Nachahmung der alten Griechen und Römer, dem Handel, der Schifffahrt, und so weiter, zu danken haben,—und was sich gegen die rohe Lebensart und die derben Sitten der Patriarchen-Helden- und Ritterzeit, sagen und nicht sagen läßt. Es ist eine ausgedroschne, erschöpfte Materie, an der ich weder mehr zu dreschen noch zu saugen Lust habe. Aber hier ist die Frage: in welcher von beiden die Menschheit lauter, gesunder, stärker und sogar gefühlvoller gewesen sey? — Denn unsre

alkoholisierte und so oft nur affek-
tierte Empfindsamkeit, die wir voraus
zu haben glauben, ist nur ein schwaches
Surrogat für die lebendigen, starken,
voll strömenden Gefühle der Natur. Oder
vielmehr es ist keine Frage: die Sache
spricht für sich selbst; und niemand, so
sehr ihn auch die Last unsrer Zeit zusam-
mengedrückt oder der Taumel unsrer ver-
meinten Vorzüge verdumpft haben mag,
kann nur einen Augenblick anstehen, auf
welche Seite er entscheiden soll.

5.

WIR sind also, leider! nicht mehr was unsre Vorväter waren. *Fuimus Troes!* Wir gewinnen im Kleinen, und verlieren im Großen. Unsre Abnahme, unser Verfall, ist schon seit Jahrhunderten die allgemeine Klage. Alles dieß ist ausgemacht. Aber, liegt die Ursache davon in der Natur selbst, die, wie Lukrez meint, als eine durch viele Geburten geschwächte Mutter, nicht mehr Kräfte genug hat so große Körper und gewaltige Thiere hervorzubringen wie vormahls? Oder liegt sie in äußern Ursachen, und ist eine nothwendige Folge des ewigen Wechsels der menschlichen Dinge?—Erstreckt sie sich auf die Menschheit überhaupt, oder trifft sie nur besondere Völker und Zeiten? Giebt es irgend einen Punkt, wo sie still steht? einen Kreislauf, der uns wieder dahin zurück bringt, wo wir schon gewesen sind? Oder hat diese

fatale Abnahme keine Grenzen? Haben wir von Adam und Even an abgenommen, und werden so lange, von Generation zu Generation, immer kleiner, schwächer und verkrüppelter werden, bis endlich (wie es einst der Nymfe Echo und dem Zauberer Merlin erging) nichts als eine bloße Stimme, und zuletzt (wenn auch diese ausgetönt haben wird) gar nichts mehr von uns übrig ist?

Eine kurze Fortsetzung meiner bisherigen Betrachtungen wird uns eine, wie mirs scheint, sehr natürliche Auflösung dieser Fragen an die Hand geben.

6.

WIE alle Meinungen der Menschen, selbst die ungereimtesten, sich immer auf irgend eine Thatsache stützen; und wie wir Sterbliche fast immer nicht durch das was wir sehen, sondern durch das was wir daraus schliessen, betrogen werden: so scheint es auch hier ergangen zu seyn. Man bemerkte von einem gewissen Punkte bis zu einem andern eine stufenweise Abnahme; und nun schloß man: die Menschen haben also immer abgenommen, und werden immer abnehmen; haben schon zu Homers, ja schon zu des Patriarchen Jakob Zeiten abgenommen; sind folglich desto gröfser und vollkommner gewesen, je näher sie dem Ursprung der Menschheit waren, und werden desto schlechter, je weiter sie sich davon entfernen. Und nun liefs man die Einbildungskraft ausrennen.

Ich will — um die Sache durch ein etwas kurzweiliges Beyspiel zu erläutern — nur bey einem einzigen Vorzug verweilen, den ein fast allgemeiner Glaube den Menschen der ältesten Welt einräumt — nemlich dem Vorzug einer ungeheuern körperlichen Gröfse. Wir wollen sehen, was wohl an der Sache seyn mag, und mit welchem Grunde sich daher auf die Abnahme der menschlichen Gattung schliessen läfst.

Nach dem Berichte der Talmudisten war Adam, selbst nach dem leidigen Fall, (wodurch er auch in diesem Stück unendlich viel verlor) noch immer neun hundert Ellen hoch; so dafs ein Swiftischer Brobdignak gegen ihn nur ein Lilliputter gewesen wäre. Die Araber (nach der Erzählung des Wanderers Monkonys) machen sich keinen viel kleinern Begriff von der Gröfse unsrer ersten Stammältern; denn sie zeigen bis auf diesen Tag drey Berge oder Hügel in der Ebene von Mekka, auf deren einen Eva ihren Kopf, und auf die beiden andern (welche zwey Musketenschüsse weit von jenem abstehen) ihre

Knie bey einer gewissen Gelegenheit gestützt haben soll³⁾. — Doch man weiß, daß die Morgenländer starke Liebhaber vom Vergrößern sind. Wir wollen uns also an einen neuern abendländischen Gelehrten halten, der sich viele Mühe gegeben hat, auf den Grund der Sache zu kommen.

Herr Nikolaus Henrion, Mitglied der *Academie des Inscriptions* zu Paris im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, ein Mann, der eine große Stärke in den morgenländischen Sprachen besessen haben soll, arbeitete viele Jahre Tag und Nacht an einem großen Werke über Masse und Gewichte aller Zeiten und Völker des Erdbodens. Es war seine Lieblingsbeschäftigung; aber je mehr er Entdeckungen machte, und je tiefer er sich in die alte Welt hinein grub, je mehr wuchs seine Arbeit ins unermessliche; und so überraschte ihn der Tod, eh' er damit zu Stande kommen konnte. Der Umstand, daß alle Völker von jeher mit Füßen gemessen haben, brachte ihn auf Unter-

3) *Dictionnaire de Bayle, article Adam.*

suchung der verschiedenen Gröſſe des menschlichen Fußes, und diese auf Ausmessung der ganzen Gröſſe der Menschen in verschiedenen Zeitaltern. Im Jahre 1718 brachte er der Akademie eine kronologische Tabelle der Verschiedenheiten der Länge des menschlichen Körpers, von Erschaffung der Welt an bis zur christlichen Zeitrechnung, so wie er sie nach seinen vermeinten Entdeckungen ausgerechnet hatte. Vermöge derselben hatten sich zwar die R a b b i n e n um etwas verrechnet; jedoch bliebe unsern Stammältern immer noch eine sehr ansehnliche Länge. A d a m war, nach H e n r i o n s Tabelle, ein hundert drey und zwanzig Fuß neun Zoll Pariser Maſs, und E v a ein hundert und achtzehn Fuß neun und drey Viertel Zoll lang; beide also ungefähr achtzehn bis zwanzig Fuß länger als der berühmte K o l o s zu R h o d u s. Bey der n e u n t e n Generazion zeigte sich bereits eine merkliche Abnahme; N o a h hatte schon zwanzig Fuß weniger als Adam: und bey der n e u n z e h n t e n schrumpfte das Menschengeschlecht vollends zu wahren Zwergen ein; denn V a t e r A b r a h a m maſs nur noch sieben und

zwanzig bis acht und zwanzig Fuß. Nun wurden die Zeiten immer schlechter, so daß für Mose nur dreyzehn und für den Thebanischen Herkules⁴⁾ kaum zehen Fuß blieben. Alexander der Große mußte sich an sechs Fuß begnügen lassen; und Cäsar (zu dessen Zeiten man die Größe eines Mannes schon lange nicht mehr nach Füßen ausmaß) Cäsar konnte ein großer Mann mit fünf seyn.

Schade daß die Akademie der Aufschriften uns nicht wenigstens einen Theil der Gründe und Belege hat mittheilen wollen, womit Henrion diesen merkwürdigen Maßstab der Menschheit ohne Zweifel zu rechtfertigen im Stande war! Man hätte sie doch wohl in seinen nachgelassnen Papieren finden sollen. Insonderheit hätte ich sehen mögen, aus was für Gründen er uns hätte begreiflich machen wollen, wie, zu einer Zeit, da die menschliche Gattung schon auf

4) Der nach Frerets Berechnung (*Memoir. de l'Acad. des Inscr. Tom. VII. p. 485.*) ungefähr zwey hundert Jahre später ist als Moses.

zwölf bis dreyzehn Fuß eingeschrumpft war, die Kinder Enaks noch so ungeheure Popanze seyn konnten, daß die Isrealitischen Kundschafter sich selbst gegen jene nur wie Heuschrecken vor- kamen ⁵⁾).

Der Abbé Tilladet hatte der Akademie, schon lange zuvor (im Jahre 1704) eine Abhandlung über die Riesen vorgelesen, worin er aus heiligen und profanen Skribenten bewies, daß es in den ersten zwey Jahrtausenden Riesenvölker gegeben habe, und daß nicht nur Adam und die ersten Patriarchen, sondern auch die Anführer der morgenländischen Kolonien, die nach und nach die Abendländer bevölkert haben, insgesamt Riesen gewesen.

Einige Jahre darauf nahm Mahüdel die Frage wieder auf, und weil ihn däuchte, daß Tilladet die Sache ein wenig zu leichtgläubig und seichte behandelt habe, so untersuchte er sie, in der ächten Shandyischen Manier, als ein Na-

5) 4. B. Mose 13.

turkundiger, Zergliederer, Mechaniker, Geschichtsforscher, Kunstrichter, Staatsmann, Moralist, Ökonomist, u. s. w. und so fand sich denn freylich, daß die Männer, die, mit einer Fichte statt des Stabes in der Hand, über Berg und Thal daher schritten, und denen, wenn sie ins Meer hineingingen, das Wasser kaum bis an die Kniekehlen reichte, bey genauerer Ausmessung zu ganz leidlichen Ungeheuern wurden; so wie das fürchterliche weiße Gespenst, das uns die Haare zu Berge stehen machte, beym Lichte besehen und mit Händen betastet, zu einem unschuldigen — Hemde wird. Dieß gilt nicht nur den Märchen solcher Geschichtschreiber wie zum Beispiel der Mönch Helinand⁶⁾ und sein

6) Ein Kronikschreiber aus dem Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, auf dessen Glaubwürdigkeit die schöne Erzählung beruht von der Entdeckung des Grabes des vom Virgil besungenen Prinzen Pallas, Evanders Sohn; und wie man dessen Leichnam zwey tausend drey hundert Jahre nach seiner Beerdigung noch unversehrt gefunden, und wie er, da man ihn an die Stadtmauer zu Rom angelehnt, um den ganzen Kopf über die Mauer empor geraget habe, und so weiter. Welches alles ihm der

leichtgläubiger Nachschreiber Tostat; nicht nur der Höhle des Polyfemus, dieses berühmten Cyklopen, der nach Fassels Versicherung zwey hundert Ellen lang war, und zu Drepano in einer Höhle wohnte, die der Jesuit Kircher (der sie gemessen) sieben bis acht Fuß hoch befunden; nicht nur dem sechs und vierzig Ellen langen Skelet des Orion in Kreta, (beym Plinius) welches die Kritik mit gutem Fug auf sechs Ellen herunter setzt, und das auch dann noch immer für eine Reisebeschreibers-Lüge groß genug ist: selbst Goliath und König Og von Basan, für deren ungeheure Statue wir ein sehr ehrwürdiges Zeugniß haben, sinken ohne Nachtheil der Autori-

ehrliche Alfons Tostat, Bischof von Avila, umständlich und getreulich nachsagt. Dieser Tostat ist der große Vielschreiber, dem man nachgerechnet hat, daß er, um die sieben und zwanzig dicken Folianten, woraus seine Werke bestehen, bey Leibesleben zu Stande zu bringen, seine Kindheit abgerechnet, jeden Tag wenigstens fünf Bogen schreiben mußte. Wer einen so dringenden Beruf zum Schreiben hat, dem bleibt freylich keine Zeit zum Denken übrig.

tät desselben, nach Mahüdel's Berechnung, zu einer unsre Einbildungskraft weniger ermüdenden Länge herab. Kurz, seiner bescheidenen Meinung nach, sind zwölf Fuß das höchste, was man irgend einem Riesen zuzugestehen schuldig ist, und die beglaubte Geschichte stellt keinen einzigen auf, der dieses Mafs überschritten hätte.

So wenig diess auch denen vorkommen mag, die von einem zwey hundert Ellen langen Kerl wie von der alltäglichsten Sache von der Welt sprechen: so dünkt mich doch, Mahüdel habe den festen Punkt der wahren kolossalischen Gröfse des Menschen noch viel zu hoch gesetzt, und man habe, um der Mythologie und Geschichte alle Billigkeit zu erweisen, nicht nöthig sie über sieben Fuß anzunehmen; denn die höchst seltenen Ungeheuer, die diess Mafs überschritten haben möchten, verdienen, wenn die Frage von höchster natürlicher Vollkommenheit ist, eben so wenig in Betracht zu kommen, als die zwey- oder dreyköpfigen Mißgeburten.

7.

WAs in unsern Zeiten wegen der Patagonen vorgegangen, giebt uns ein klares Beyspiel, wie es, sehr natürlicher Weise, mit den historischen und kosmografischen Vergrößerungen zuzugehen pflegt. Vielen ältern Reisebeschreibern zu Folge waren diese Bewohner der westlichen Küste des Magellanischen Landes noch einmal so hoch als Europäer von gewöhnlicher Statue; und dieß bestätigte Frezier in seiner Reisebeschreibung von 1732 aus dem Munde verschiedener Spanier, die als Augenzeugen sprachen. Zwey und dreyßig Jahre hernach befuhr (bekannter Maßen) der Kommodor Byron die Küste, wo diese Titanen zu Hause seyn sollten; er sah sie, und, wiewohl sie ihm noch immer groß genug vorkamen, um mit allem Respekt, den man seinen Höhern schuldig ist⁷⁾, von ihnen zu

7) Wie leicht die Überraschung und das Er-

sprechen, so fand er sie doch wenigstens um drey bis vier Fuß kleiner als die Spanier (die das Große lieben) sie gemacht hatten. Der größte, den er unter etlichen hunderten sah, schien ihm, dem Augenmaße nach, nicht viel kleiner als sieben Fuß. Endlich lernte Kapitän Wallis zwey Jahre darauf die nehmlichen Riesen kennen, die man, weil sie fast immer zu Pferde sind, eben so wohl hätte zu neuen Centauren machen mögen. Zu gutem Glück hatte er just ein paar Meßruthen bey sich. In solchen Fällen ist nichts über eine Meßruthe, um hinter die eigentliche Wahrheit zu kommen. Man maß die längsten unter ihnen, und siehe! es fand sich nur Einer der sechs Fuß sieben Zoll maß, und etliche wenige von sechs Fuß fünf bis sechs Zoll; die

staunen auch den verständigsten Mann zu unmäßigen Hyperbolen bringen können, davon kann uns Byron selbst zum Beyspiel dienen, da er sagt: sein Lieutenant, Cumming, der doch selbst sechs Fuß zwey Zoll maß, wäre diesen Riesen gegenüber so klein wie ein Zwerg geworden—und doch betrug der Unterschied höchstens nur drey bis vier Zoll!

meisten hatten nur fünf Fuß zehn Zoll bis sechs Fuß. — Und so schmolz eine Länge, die nach Spanischem Augenmaße zehn bis elf Fuß betrug, in einem Engländischen Auge auf sieben, und durch die Messruthe auf sechs bis siebenthalb herunter.

Man muß gestehen, dieß ist immer noch viel, und eine ganze Nation solcher stattlicher Männer, mit Weibern nach Proportion, muß für einen armen Europäer allerdings ein sonderbarer und schauerlicher Anblick seyn. Aber sehr vermuthlich ist die Größe dieser Patagonen auch das *non plus ultra* der menschlichen Statur: und wenn wir von der angeblichen Größe der Menschen in den Patriarchen- und Heldenzeiten alles abziehen, was davon auf Rechnung der verschiedenen Maße, und des Betrugs der Augen, und der Lügenhaftigkeit der Wanderer, Seefahrer und Dichter, und der Vergrößerung, die jede Sache durch das Fortwälzen aus einem Munde in den andern erhält, zu setzen ist; so wird wohl eine Länge von siebenthalb bis sieben Fuß das höchste seyn, was die Riesengeschlechter der ältesten

Zeit, und die stattlichsten Männer der heroischen und ritterlichen zu fordern haben. **Herkules** hatte, nach der Ausrechnung des **Pythagoras**, sieben Fuß; eben so viel hatte **Karl der Große**—wiewohl er diesen Beynahmen einer andern Gröfse zu danken hat. Ich kenne aus der Geschichte keinen dritten Mann zu diesen beiden. Die Stärke war in Verhältniß mit ihrer Gröfse; sie waren unermüdet in Thätigkeit, tapfer in Duldung, mächtig im Streit, und mächtig in Frauenliebe. Wie sollten wir also nicht sicher annehmen können, daß die Statur dieser zwey gewaltigsten Söhne des Himmels und der Erde das wahre Maß heroischer Gröfse und Majestät sey, welches, verbunden (wie bey jenen beiden) mit Stärke und Schönheit, diejenige äußerliche Gestalt giebt, die eines Mannes würdig ist, vor dem (nach **Shakspeares** Ausdruck) die Natur aufstehen und sagen soll: **Das ist ein Mann!**

8.

GESETZT nun, die Natur habe in den ersten Zeiten unsrer Welt lauter Menschen von diesem Schlage, oder wenigstens viele dergleichen hervorgebracht: mit welchem Grunde kann man sagen, sie habe in der Folge die Kraft verloren, ihres gleichen hervorzubringen? Wie sehr weit sind Herkules und Karl der Grosse der Zeit nach von einander!—Oder, wollte man einwenden, diess wären einzelne ausserordentliche Männer gewesen: hatte Herkules nicht seinen Theseus und Peirithous? Waren nicht die Argonauten seine Spielfsgesellen? Hatte Karl nicht seine Pairs, seinen Roland, und so weiter? Sie waren die ersten unter ihren Pairs, wie Achill unter den Helden der Griechen; aber ihre Pairs waren keine gemeine Menschen.—Und finden wir nicht,

noch auf diesen Tag, bey den ungebändigten Völkern Asiens und der neuen Welt die ganze Anlage, ja selbst einen großen Theil der Eigenschaften und Tugenden der heroischen Zeiten? die großen Körper, die Stärke und Behendigkeit, die Duldsamkeit, den Muth, die Treuherzigkeit, die zu Tacitus Zeiten das Eigenthum der Germanen und anderer Nordischen Völker waren? Die edelsten unter den Westindischen Horden und Stämmen sind uns noch wenig bekannt: aber was für eine Anlage entdeckt sich, zum Beyspiel, schon in dem wenigen, was uns Kook von den Neuseeländern erzählen kann! — Ihre Zeit ist noch nicht gekommen. Denn, nach der Analogie zu urtheilen, geht ein unvollkommenerer Stand der Wildheit vor dem heroischen Zeitalter eines Volks vorher: weil zu diesem schon ein gewisser höherer Grad von Entwicklung und Ausbildung, ein gewisser Fortgang der Kriegskünste, und eine weniger dürftige Lebensart gehört. Ihre Zeit ist also noch nicht gekommen. Aber warum sollte sie nicht endlich eben so wohl kommen als die Zeit der alten Pelasger, Iberier, Ger-

manen und Britten, — und (auf einer andern Seite des Erdbodens) der Saracenen, der Türken, der Mogolen Zeit gekommen ist?

9.

WIE dem auch sey, nichts bedarf wohl weniger einer ernsthaften Widerlegung, als die Meinung von einer immer zunehmenden Entkräftung der Natur und stetem Abnehmen der Menschheit. Wo man jemahls Abnahme gesehen hat, da hat man sie bey einzelnen Völkern gesehen—und immer waren es sittliche Ursachen, immer war es stufenweise Entnervung und Verderbnis durch Tyranny, übermäßige Ungleichheit, Hoffahrt, Üppigkeit und zügellose Sitten, was endlich im ganzen Staatskörper diese Kachexie hervorbrachte, die sich mit seinem Tod endigte. — Die Verderbnis und Schwäche ging nie ins unendliche; sie hatte immer ihr gewisses Maß, wie Gesundheit und Stärke auch.

Als es mit den Römern dahin gekommen war, daß der Name Römer, der

vormahls Königen Ehrfurcht einflößte, bey den Gothen zu einem Schimpfnahmen wurde, den kein ehrlicher Kerl auf sich sitzen lassen konnte,—so war es auch aus mit ihnen. Diese ausschweifendsten, raubgierigsten, niederträchtigsten aller Menschen, die das Schändlichste zu thun und zu leiden fähig waren, wurden zuletzt auch die feigsten und wehrlosesten des Erdbodens.—Tiefer ist nie ein anderes Volk gesunken. Aber ihr Verderben war, gleich einer Seuche die nicht über einen gewissen Kreis hinaus kam, in die Grenzen ihrer Sitten eingeschlossen. Die Gothen, Vandalen, Longobarden, Franken, Sueven und so weiter, die ihre Herren wurden, blieben lange unangesteckt. Das große ungeheure Aas lag und moderete; aber was noch von gesunden Bestandtheilen übrig war, verlor sich in einer neuen Schöpfung. Neue Völker, neue Nahmen, neue Reiche, Verfassungen, Sitten und Sprachen, gingen aus den Trümmern der alten Welt hervor; und nun fing sich der Zirkel wieder an. Die Römer, denen Horaz so viel Böses weissagte, waren den Römern aus den Zeiten der Koriolanus, Kurius, Cincinna-

tus, nicht unähnlicher, als wir heutigen Europäer unsern Stiftern und Altvordern sind. Unser Fortgang ins Schlechtere wird, trotz aller unsrer Palliative und Betäubungsmittel, immer sichtlicher. Eine Kraft, die mächtiger ist als wir, stößt uns immer näher gegen jenen Punkt, der noch allen Völkern, die ihn berührt haben, verderblich gewesen ist. Werden wir vielleicht allein die Ausnahme machen?

Aber, was daraus auch werden mag, die menschliche Gattung überhaupt wird nichts dabey verlieren. Andre Völker, die jetzt noch in der Wildheit ihres kindischen Alters herum laufen, werden ihre Jugendstufe besteigen; unverdorben, kraftvolle, gutartige Menschen — wenn anders unsre kosmopolitische Neigung, auf dem ganzen Erdenrunde herum zu schwärmen, und allen Völkern, von Grönland bis in die Südseeinseln, unsre Künste zu zeigen und unsre häuslichen Krankheiten mitzutheilen, bis dahin noch unangesteckte Menschen übrig läßt — werden die Patriarchen neuer Zeitalter werden; neue Helden, neue Argonauten, neue Orfeen und Ossiane,

neue Ritter von der Tafelrunde — kurz, die ganze Geschichte, wie sie Virgil in seiner vierten Idylle in so schönen Versen weissagt, wird unter andern Formen und in andern Gegenden wieder kommen; und in dieser Ordnung der Natur wird sich die Menschheit vielleicht noch lange fort-drehen, und von Zeit zu Zeit neu geboren werden, wachsen, blühen, reifen, abnehmen, verderben, und dann wieder auferstehen, und wieder blühen, und wieder verderben; bis die Erde endlich ihre Zeit erfüllt hat, und eine Begebenheit, die alle übrigen verschlingt, die Scene schliessen wird.

Ich will damit nicht sagen, dass diese kreisförmige Bewegung, womit sich die menschlichen Dinge umwälzen, ein wahrer Zirkel sey. Man hat vielmehr Ursache, (wie mich däucht) zu glauben dass es keiner sey. Kein Volk hat jemahls die Stufe wieder betreten, von der es einmahl herab gefallen, noch durch irgend ein Wunder der Kunst die natürlichen Kräfte wieder bekommen, die es einmahl verloren hatte. Die Perser sind nie wieder geworden was sie unter Zyrus waren;

die A t h e n e r haben sich nie von ihrem Alcibiades, die S p a r t a n e r nie von ihrem L y s a n d e r wieder erhohlen können. Es scheint, die Reihe des Steigens und Fallens müsse nach und nach an alle Völker kommen — welche nicht, wie die Grönländer, Lappen, Kamtschadalen und ihres gleichen, mit eisernen Banden des Klima's gefesselt, ihr Daseyn im starren Nebel der Dumpfheit, wie halb erfrorenen Menschen zukommt, hinträumen.

ABER hier ist es hohe Zeit zu schweiden! — Denn der Natur heiligen Schleier aufzudecken, in ihr inneres Räderwerk zu schauen, und zu zeigen — wie eins ins andre greift, und wie durch den ewigen Streit und die scheinbare Verwirrung der Theile, das Ganze im Gang erhalten wird; wie alles Übel gut, aller Tod Leben ist, und wie alle die tausendfachen Bewegungen der Dinge, auf und nieder, vorwärts und rückwärts, in konzentrischen und excentrischen Kreisen, am Ende doch nur Eine unmerklich fortrückende Spirallinie machen, die alles ewig dem allgemeinen Mittelpunkt nähert, — dieß ist eine Aufgabe, deren Auflösung ganz andere Organen und einen ganz andern Gesichtskreis als den unsrigen zu erfordern scheint.

Nur Eine oder zwey Anmerkungen mö-

gen mir noch vergönnt seyn, um (wo möglich) Mißverstand zu verhüten; wiewohl ich je länger je mehr lerne, daß man dazu ganz besonders von den Feen begabt seyn müsse.

Meine Absicht ist eben so wenig, unserm Jahrhundert Hohn zu sprechen, als ihm zu schmeicheln. Ich halte es für keines der wirksamsten Mittel seine Zeitgenossen zu bessern, wenn man ihnen, wie Swift, immer beleidigende Dinge sagt. Aber sie immer zu streicheln und liebzukosen und einzuwiegen und in Schlaf zu singen, taugt auch nichts.

Es ist sehr natürlich, daß ein Mann, der dem Spiele schon eine ziemliche Weile zusieht, wenn er immer mit den Vorzügen unsrer Zeit, und den Vortheilen unsrer Aufklärung, unsrer Verfeinerung, unsrer Weltbürgerey und so weiter klappern hört, und doch nirgends sieht daß es darum besser, wohl aber daß es immer desto schlechter geht: —daß ein solcher einmahl des Klapperns überdrüssig wird, und ein Wort sagt, das er (weil es doch zu nichts helfen

wird) eben so wohl hätte ungesagt lassen können.

Wenn denn aber gleichwohl (wie das niemand wissen kann) hier oder dort jemand dadurch veranlaßt würde der Sache weiter nachzudenken, die natürlichen Folgen daraus zu ziehen, und auf die nächsten Mittel zu denken, wie ers (wenigstens für seine Person) zu machen hätte, um das Bifschen Menschen-sinn und Menschenkraft, und Freude an seinen Mitgeschöpfen und sich selbst, und Glauben und Liebe, Wahrheit und Treue, womit ihn Gott in die Welt ausgesteuert, so viel er noch davon übrig hätte, aus diesem großen Getümmel, Zusammenlauf und Jahrmarkte der Welt glücklich davon zu bringen, und in der Stille seines häuslichen Lebens, zu seinem und der Seinigen Nutzen und Frommen anzulegen:—das wäre denn gleichwohl auch so übel nicht!

Ich genieße dankbarlich alles Gute was uns Künste und Wissenschaften gewähren; wärme mich zuweilen an ihrem

Feuer, wenn mir vielleicht besser wäre ins Freye hinaus zu gehen, und mir durch tüchtige Bewegung warm zu machen; und lasse mir oft ihre Laterne leuchten, ohne gewahr zu werden daß es heller Tag ist—wie es vielen unter euch, lieben Freunde, wohl auch gegangen seyn wird.

Insonderheit habe ich immer große Hochachtung für die goldnen Jahrhunderte der Musen und Künste gehabt, zumahl für das erste,—vielleicht defswegen, weil wirs doch meistens nur von Hörensagen kennen. Mich dünkt, auf der ganzen Leiter, worauf ich die Menschenkinder (wie Jakob dort die Engel in seinem Traum) ewig auf und nieder steigen sehe, sind nur zwey Stufen, wo sie zu ihrem Vortheil in die Augen fallen. Die eine ist der Zeitpunkt, wo ein Volk viel freye, edle, gute Menschen, und die besten unter ihnen an seiner Spitze hat: die andre der, wo es Künstler hat, die den Geist der heiligen Götter empfangen haben, um die Bilder der großen Menschen, die nicht mehr sind, aus Marmor und Elfenbein zu schnitzen, und den Göttern, an die man nicht

mehr glaubt, schöne Tempel aufzubauen, und die Thaten der Helden, die niemand mehr thun kann, oder, wenn er könnte, nicht thun darf, in schönen Schauspielen, zu großer Leibes- und Gemüthsergetzung ihrer Mitbürger und hoher Herrschaften, vorzustellen.

Es liesse sich, wenns nöthig wäre, der acht und zwanzigste Theil zu den sieben und zwanzig Folianten des *Alfons Tostat* darüber schreiben, wie artige Vortheile, Zeitvertreib, Stoff zu Gesprächen in Gesellschaften und im Vorzimmer, Stoff zu Theorien, Kritiken, Recensionen, Epigrammen, Parodien und so weiter, wie viel Gelegenheit zu tausenderley neuen Beschäftigungen, Gewerben, Charaktern, Narrheiten, und folglich wieder zu neuen Schauspielen, neuen Kritiken, Apologien und so weiter, die verfeinerte Welt ganz allein diesen schönen Künsten zu danken hat.

Alles dieß sehe ich, und bin weit entfernt, die Summe aller dieser Vortheile nicht gerade so viel gelten zu lassen als sie beträgt. Aber gleichwohl wird es mir

erlaubt seyn zu sagen, daß ein Held mehr werth ist als sein Bild, eine große That mehr als ein Schauspiel, oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz, daß die Zeit des Seyns vor der Zeit des Nachahmens, das ist die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst—einen gewissen Vorzug hat, den man ihr nicht absprechen kann.

Noch wird es nicht schaden, mich über den Vorzug, den ich der Stärke und Realität vor Feinheit und Anstrich gebe, mit etlichen Worten zu erklären. Mein Glaubensbekenntniß über Materie und Form ist dieses. Wenn ein roher Klumpen—Gold ist, so benimmt ihm freylich seine Ungestalt nichts von seinem Werthe; aber doch ist der Klumpen nicht eher brauchbar bis er eine Form hat. Ein goldenes Gefäß ist desto mehr werth je mehr es Masse hat; und da die Form, bey gleich viel Masse, schön oder häßlich seyn kann, so sehe ich nicht, was eine schöne Form seinem innern Werth schaden könnte: indessen ist richtig, daß es auch mit der

schlechtesten Form immer seinen innern Werth behält. Ein Stück Thon hingegen, oder ein Klümpchen gekäut Papier, da es nur durch Form und Fason einigen Werth bekommt, kann nicht schön genug gearbeitet, gemahlt, und gefirnist seyn. Ebenso kann ein großer, edler, verdienstvoller Mann einer gewissen Politur entbehren, und verlöre vielleicht durch sie: aber ein Bengel, der, um Anspruch an Verdienst zu machen, keinen andern Titel als seine Knochen, seine Nasenwurzel, und seine Grobheit hat, muß im Kreise der Lastträger bleiben, wenn sein Verdienst erkannt werden soll.

Eine Schöne und eine Hässliche haben beide gleich viel Ursache gekleidet zu seyn; jene um ihre Reizungen, diese um ihre Mängel zu verbergen. Die Nacktheit der Schönen würde eine Weile Augenweide seyn, aber bald sättigen und ermüden; mit Lumpen behangen und mit Schmutz bedeckt, würde sie ekelhaft werden. Venus selbst mußte von den Grazien angekleidet und geschmückt werden; — ein Bild, worein die Griechen eine große Wahrheit hüllten. Auch die

kunstlosesten Töchter der rohen Natur
 fühlen dieß und haben ihre Grazien.
 Wer nichts darnach fragt ob er gefällt oder
 mißfällt, kann es halten wie er will: aber
 wer gefallen möchte und empfindlich
 darüber ist wenn es ihm fehl schlägt, hat
 Unrecht wenn er das verachtet, was
 eine nothwendige Bedingung zum Gefal-
 len ist.

Kurz, indem ich Natur, Einfalt und
 Wahrheit über Künsteley, Flitterstaat und
 Schminke setze, verlange ich der Unge-
 schliffenheit und dem Cynismus,
 wodurch viele heutiges Tages Eindruck
 zu machen hoffen, das Wort eben so we-
 nig zu reden, als es meine Absicht ist,
 durch den Gegensatz unsrer Schwäche mit
 der Stärke unsrer Alvordern den heuti-
 gen Modeton mitzuleiern. Die Präten-
 sion an Genie, Gröfse, Stärke, Kühnheit
 und Freyheit läuft gegenwärtig wie eine
 grofse Epidemie durch halb Europa. Es
 ist ein possierliches Schauspiel, dem Ge-
 wimmel und Gelärme in den Sümpfen da
 unten zuzusehen, und was sich die armen
 Frösche aufblasen um auch grofs zu
 seyn; während der majestätische Stier ru-

big und sorglos auf seiner Aue daher geht, und nicht weiß ob er groß ist, und die Stärke seiner Stirne nicht eher fühlt bis er ihrer vonnöthen hat.

Alle wahrhaft große und tapfere Männer, die ich noch gesehen habe, waren bescheiden und sanft, und sprachen am wenigsten von den Eigenschaften, worin man ihnen den Vorzug zugestand. Ein Herkules kann nur sehr selten in den Fall kommen, von seinen Schultern und Armen sprechen zu müssen. Wer aber noch immer der Einzige ist, der um das Geheimniß seiner hohen Vorzüge weiß, der ziehe eine Nebelkappe um sich, und rede durch Thaten!

Ende des sieben und zwanzigsten Bandes.







Wieland, Christoph Martin,

Sämmtliche Werke

Bd.: 27.

Wien 1801

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5886 -74

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261637-2

VD18 15525481-001